NUMMER 27 · MÜNCHEN, 8. JULI 1962 · B 5843 C · 60 PFENNIG

Schweden Kr 1.— incl. oms. · Österreich ö. S. 4.50 · Schweiz sfr. —.80 · Italien Lire 120.—

REVUE

Der dramatischste Roman, den HEINZ G. KONSALIK bisher schrieb:

DAS GESCHENKTE GESICHT

Pascale Petit



UNABHÄNGIGE DEUTSCHE ILLUSTRIERTE

erscheint wöchentlich

Verlag, Druck und Redaktion
KINDLER UND SCHIERMEYER VERLAG AG

München 8, Lucile-Grahn-Straße 37
Tel.: 44 98 91 · Fernschreiber: 05-23 372
Telegramme: Kindlerverlag München
Postscheckkonto: München 6084

CHEFREDAKTEUR
Oscar Stammler

STELLVERTR. CHEFREDAKTEUR
Ewald Struwe

REDAKTION
Bruno Arnold, Andreas Bauer, Heinrich David, Dietmar Ebert, Claus Gaedemann, Beate Groterjahn, Herbert Kaufhold, Dr. Walter Kunze, Günter Lougear, Oswald von Nagy, Wolfgang W. Parth, Dr. Rudolf Riedler, Hildegard Schmidt, Wolfgang Schraps, Walter Seidlitz, Walter E. Spies, William Steinborn

Chef vom Dienst: Klaus Nestele
Gestaltung: Joe Henselder
Graphik: Wolfgang Böhle

BERATENDE REDAKTION
Nina Raven-Kindler
Dr. Dr. Friedrich Landgraf, Dr. E. H. G. Lutz

EXKLUSIV-REPORTER
Wolfgang David, Heinz Hering, Jenö Kovács, Werner Roelen, Dr. Peter Senzer, Ludwig Weitz

VERLAGSLEITER
Willy Roth

STELLVERTRETENDE VERLAGSLEITER
Helmut Ehrmann (Anzeigendirektor)
Klaus Wagner

Druckereidirektor: Johann Kreuzer
Vertriebsdirektor: Hans Heyd
Anzeigenleiter: Anton Croos
Marktforscher: Dr. Klaus Landgrebe
Justitiar: Dr. Dr. Friedrich Landgraf

BERLIN
Verlagsbüro: Berlin W 35, Schöneberger Ufer 47, Telefon: 13 31 50 · Fernschreiber 01-84 285 · Redaktion: Hanns Dieter Dombrowski, Berlin-Dahlem, Pacelliallee 27 · Tel.: 76 16 83

FRANKFURT
Verlagsbüro: Frankfurt, Unterlindau 26, Telefon: 72 33 61 · Fernschreiber: 04-12 118
Redaktion: Bruno Waske

HAMBURG
Verlagsbüro: Hamburg 22, Marienterrasse 8, Telefon: 23 39 55 · Fernschreiber: 02-13 077
Redaktion: Wolfgang Goedeke

HANNOVER
Verlagsbüro: Hannover, Albert-Niemann-Str. 13
Telefon: 88 77 58 · Fernschreiber: 09-22 850

KÖLN
Verlagsbüro: Köln/Rh., Kaiser-Friedrich-Ufer 31
Telefon: 7 83 33 · Fernschreiber: 08-881 341
Redaktion: Werner Schmidt

STUTTGART
Verlagsbüro: Stuttgart-W., Reinsburgstr. 111 A, Telefon: 6 96 38 · Fernschreiber: 07-23 879

LONDON
Hans und Edda Tasiemka, 80 Temple Fortune Lane, London, N. W. 11, Tel.: Speedwell 24 85

NEW YORK
Manfred L. Kreiner, 735 Kappock Street, New York 63, N. Y., Tel.: Kingsbridge 9-7686 · Telegr.: Revuepix Newyork via rca · Fernschrb.: ny 4081

PARIS
Herbert Schaaf, 12 Rue du Docteúr Finlay, Paris 15, Tel.: Fontenoy 02-69

ROM
Dr. Anna Maria Bauer, Rom, Via Nemea 70, Telefon: 32 62 91 Revuepix Rom

WIEN
Ernst Plaue, Wien XIII., Beckgasse 24, Tel.: 8 21 88 35 · Telegramme: Revuepix Wien

ZÜRICH
Oberdorfstraße 23, Telefon: 051 / 47 09 06
Telegr.: Kindlerverlag Zürich · Fernschrb.: 53395

Abonnements-Annahme: Verlag München und Verlagsbüros, zuständiges Postamt oder Briefträger. Monatlicher Bezugspreis DM 2,60 (zuzüglich DM 0,09 Zustellgebühr). Zur Zeit ist Anzeigen-Preisliste Nr. 12 gültig. REVUE darf nur mit ausdrücklicher widerruflicher Genehmigung in Lesemappen geführt werden. Zur Zeit ist die Lesezirkel-Preisliste Nr. 1a gültig. Für unaufgefördert eingesandte Bilder und Manuskripte übernimmt der Verlag keine Gewähr. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Printed in Germany

AUSLANDSPREISE

Ägypten	US$ —.30	Kanada	US$ —.30
Algerien	NF. 1.—	Luxemburg	bfr. 9.—
Asien	US$ —.30	M. u. S. Am.	US$ —.30
Australien	2/6	Norwegen	nkr. 1.40
Belgien	bfr. 9.—	Österreich	ö. S. 4.50
Dänemark	dkr. 1.50	Portugal	Esc. 8.50
England	1/9	Schwed. Kr.	1.— i. oms
Finnland	Fmk 70.—	Schweiz	sfr. —.80
Frankreich	NF. 1.—	Spanien	Pts. 18.—
Griechenland	Dr. 9.—	S.u.SW. Afr.	Rand —.20
Holland	hfl. —.75	Türkei	türk. £ 2.70
Italien	Lire 120.—	USA	US$ —.30

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Oscar Stammler. Für den Anzeigenteil: Anton Croos, beide in München. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Hans G. Kramer, Wien I., Freyung 6

besser leben

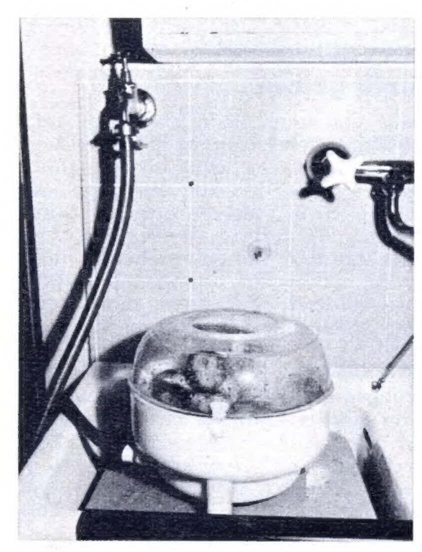


Das erste automatische Tonbandgerät der Welt

Im Zeitalter der Elektronengehirne, der automatischen Waschmaschinen und der „denkenden" Kameras lag es eigentlich auf der Hand, auch ein Tonbandgerät zu konstruieren, das man gewissermaßen „blind" bedienen kann. Das „Magnetophon automatic" ist ein solches Gerät. Es ist absolut laiensicher und schützt vor Fehlaufnahmen, etwa dann, wenn einmal der Regler für die Bandaussteuerung nicht richtig bedient wurde. Bei diesem neuen Gerät genügt ein einziger Tastendruck, um mit absoluter Sicherheit eine richtige Aufnahme zu erzielen. Man braucht es noch nicht einmal einzuschalten. Ein Druck auf die Wiedergabe- oder Aufnahmetaste — und alles weitere erledigt das Gerät von selbst. Preis 449,— DM.
Hersteller: TELEFUNKEN

Kartoffelschälen — jetzt ein Kinderspiel

Mit der neuen selbsttätigen Schälmaschine ist das Kartoffelschälen auch für Junggesellen kein Problem mehr. Man braucht den Apparat nur mit



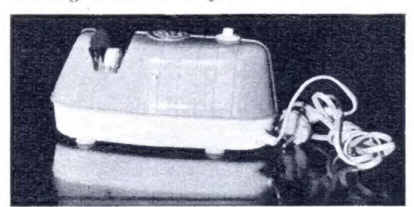
einem Schlauch an die Wasserleitung anzuschließen und den Hahn zu öffnen. Die Kartoffeln werden dann durch den Wasserdruck automatisch geschält und gespült. Preis 51,50 DM.
Hersteller: Alexander-Werke, Remscheid

Stempeln ohne Stempelkissen

Es bedeutet viel mehr, als man auf den ersten Blick glaubt. Wer viel stempeln muß, wird es bestätigen: Dieser neue Stempel spart fast die Hälfte der Arbeitszeit ein. Denn normalerweise besteht das Stempeln aus zwei fast gleichen Arbeitsgängen: Druck auf das Stempelkissen und Druck auf das zu stempelnde Schriftstück. Der aus der Schweiz kommende „Non-stop-Stempel" dagegen gibt viele Tausend qualitativ gleichbleibende Abdrucke her. Dann träufelt man einige Tropfen NCR-Stempelfarbe auf, läßt sie einziehen, und wieder reicht der Farbvorrat für viele Tausend Stempel. Der Abdruck hält nicht nur auf Papier, sondern auch auf Glas, Kunststoff, Metall, Porzellan und sogar auf Fruchtschalen. Außerdem ist er, im Gegensatz zu anderen Stempeln, sofort trocken und schmiert nie. Der Preis richtet sich nach Größe und Text-Umfang und liegt zwischen DM 17,50 und DM 40,—.
Vertrieb: Adolf Hauser, München 2

Um des Messers Schneide

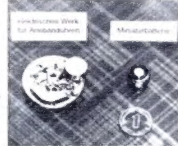
„Ein stumpfes Messer ist ein fauler Knecht", sagt ein arabisches Sprichwort. Mit dem Zet-Elektro-Messerschleifer kann man — ohne jede Übung — ein stumpfes Messer in we-



nigen Sekunden mit der Edelkorund-Schleifscheibe wieder schleifen. Die Bedienung ist einfach und absolut sicher. Preis 49,— DM.
Hersteller: R. Zimmermann KG, Denkendorf

Elektro-Uhr am Handgelenk

Elektrische Uhren auf Bahnhöfen sind längst jedem vertraut: Riesig groß, aber genau. Daß solche Uhren auch einmal in der Größe von Armbanduhren hergestellt würden, wagte noch vor wenigen Jahren niemand zu glauben. Inzwischen gibt es sie: Winzig klein, aber genau. Die Elektro-Armbanduhr ist deshalb so präzis, weil sie einfach ist: Der ganze Aufzieh-Mechanismus fehlt. Ihre Unruhe wird auf direktem Weg elektrisch betrieben, den Strom dazu liefert eine Kleinst-Batterie, die nicht einmal halb so groß ist wie eine 1-Pfennig-Münze und trotzdem über ein Jahr vorhält. Dann wechselt man sie in Sekundenschnelle gegen eine neue Batterie aus, und wieder geht die Uhr ein Jahr lang ohne Aufziehen.



Hersteller: LACO-Uhrenfabrik, Pforzheim

Der Hahn wird abgedreht

Sie brauchen nicht zu Hause zu bleiben, um zur rechten Zeit den Hahn abzustellen, wenn Sie den Rasen sprengen, ein Schwimmbecken oder einen anderen Behälter nachfüllen. Diese Arbeit erledigt selbsttätig eine neuartige Schaltuhr, die vor den Schlauch geschraubt wird und nach einer vorher eingestellten Zeitspanne die Wasserzufuhr unterbindet. Preis 60 DM.



Lieferant: Samen-Fahrholz, Hamburg 1, Steinstraße 5

besser leben

Nix ohne Mix . . .

Der „Mix-Master" ist wirklich ein Meister seines Faches: Er paßt über einen Korken auf jede Flasche, und durch den Druck einer im Handel erhältlichen üblichen Haushalt-Syphon-Kapsel treibt er jede Flüssigkeit aus der Flasche heraus. Die Menge und der Druck werden durch eine Taste geregelt. Der für 22,50 Mark erhältliche kleine Automat eignet sich besonders als Geschenk für einen Herrn. Und für einen kleinen Aufpreis kann man auch noch Namen, Datum, Geburtstagswünsche oder eine Firmenreklame einätzen lassen.

Hersteller: MIX-MASTER, Solingen-Ohligs, Postfach 534

Da geht den Rauchern ein Licht auf!

Wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten, sagt ein Sprichwort. Der „leuchtende Fernseh-Ascher" widerlegt es: Wie oft überzieht ein Schatten das Gesicht der Hausfrau, vielleicht sogar das ganze Familienleben, wenn der fernsehende Hausherr im Dunkeln die Asche neben dem Aschenbecher abstreift, die Tischdecke ansengt, den Teppich oder die Politur der Anrichte? Der „leuchtende Fernseh-Ascher" zeigt dem Raucher auch im Dunkeln, wohin die brennende Zigarette, die Zigarre oder die Tabakspfeife gehört: ein matt erleuchteter Ring deutet es an und verhindert zugleich den Schatten, der das Familienglück trüben könnte.

Hersteller: OSRAM-GmbH, München 1

Aufbrausend und gesund

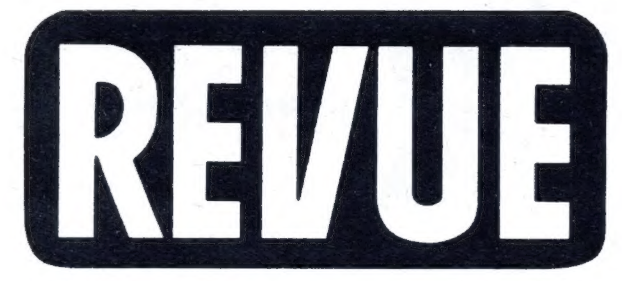
Das bewährte Multivitaminpräparat der Firma Merck, Darmstadt, gibt es neuerdings als „Multibionta-Tabletten brausend". Die neue Form dürfte in vielen Fällen das Einnehmen — nun in Form einer Brauselimonade — erleichtern.

Gut gefrühstückt — halb gelebt

Mit dem heute oft bei den Berufstätigen üblichen flüchtigen und unzulänglichen Frühstück wird oft viel Schaden angerichtet. Auf das erste und zweite Frühstück soll etwa ein Viertel bis ein Drittel unserer täglichen Ernährung entfallen, das heißt jedoch nicht, daß neben einer üppigen Mittagsmahlzeit und einem nicht weniger gehaltvollen Abendbrot nun auch ein reiches Frühstück eingenommen werden soll. Es geht darum, die Nahrungsaufnahme so zu verteilen, daß der Körper morgens im ausgeruhten und aufnahmebereiten Zustand ausreichend mit Nährstoffen versorgt wird. Dadurch können Mittag- und Abendessen etwas entlastet und Verdauungsstörungen weitgehend ausgeschaltet werden.

Wasserdichte Radios

Warum nicht auch auf einer Gummimatratze auf dem Wasser schwimmend Radio hören? Den wasserdichten Transistor-Empfänger, der die Form einer großen Puderdose hat, bringt eine japanische Firma heraus. Gehäuse und Lautsprecher sind absolut wasserdicht. Für die Dame gibt es eine kleine Handtasche als Tragetasche.



gelesen – dabei gewesen

NUMMER 27 8. JULI 1962



In den Schmollwinkel zurückgezogen hatte sich Pascale Petit (24), nachdem sie für den Film „Die Nacht vor dem Gelübde" ihre Lockenpracht opfern mußte. Jetzt haben die Haare wieder ihre frühere Länge, und Pascale studiert auf ihrem Landsitz Clos du Belloy neue Rollen ...

Foto: Gérard Décaux



Lieber REVUE Leser!

Haben Sie schon den neuesten politischen Witz aus Bonn gehört? Auch bei uns, spottet man dort, gibt es jetzt eine OAS: die Organisation Anti-Schröder.

Ich kenne bessere Witze, über die man wirklich lachen muß, und ich bin überzeugt, es geht Ihnen genauso. Doch dafür hat dieser Scherz einen anderen Vorteil: er stimmt. Treffend und kurz sagt er, daß unser Außenminister auf der Hut sein muß, wenn er nicht abgeschossen werden will. Denn mit wahrem Feuereifer wird er von einflußreichen Kreisen und Persönlichkeiten seiner eigenen Partei bekämpft.

● Gegen Gerhard Schröder haben sich alle diejenigen verbunden, die an der bisherigen starren Außenpolitik festhalten möchten, weil sie nicht merken oder nicht zugeben wollen, daß diese Politik unter den veränderten Verhältnissen keine Aussicht auf Erfolg mehr hat.

● Typisch für die so verworrene wie neuartige Situation ist die Tatsache, daß der neue Außenminister vor allem bei jenen Kräften auf Widerstand stößt, die ihn jahrelang als Innenminister durch dick und dünn unterstützt haben. Der Bundeskanzler macht dabei keine Ausnahme.

Aber nicht nur für seine früheren Freunde, sondern auch für seine einstigen politischen Gegner ist Schröder als Chef des Auswärtigen Amtes zu einer Überraschung geworden. Ausgerechnet ihm hätte man am wenigsten zugetraut, eine eigene außenpolitische Meinung zu haben und diese notfalls auch gegen den Regierungs- und Parteichef zu vertreten. Doch gerade darin unterscheidet er sich offensichtlich von seinem Vorgänger. Er hat eigene Gedanken, und er ließ sie sich bislang nicht nehmen.

Natürlich ist der Spielraum eng, der ihm für seine Wirkungsmöglichkeit überlassen ist, und in den Grundsätzen ist er von der alten Linie daher auch nicht abgewichen. Außerdem bestimmt die Richtlinien der Politik nach wie vor der Bundeskanzler. Um so mehr, scheint mir, bemüht sich Schröder um beweglichere Methoden, insbesondere gegenüber dem Osten: So scharf er als Innenminister gegen den Kommunismus auftrat, so vorsichtig behandelte er als Außenminister bisher den Ostblock.

● Er begann die Außenpolitik kühler und weniger gefühlsbetont zu betrachten, als man es sonst von Bonn gewohnt war.

● Er scheute das Wort „Verhandlungen" nicht, denn „Verhandeln mit dem Osten" ist für ihn nicht gleichbedeutend mit „Kapitulieren vor dem Osten".

● Er versuchte, im Sinne britisch-amerikanischer Anregungen eine aktivere Ostpolitik einzuleiten.

● Er bediente sich dabei einer verbindlicheren Sprache, als die Welt sie bisher von unserer offiziellen Außenpolitik vernahm.

Gemessen an der alten Praxis sind das Pluspunkte, wie jeder, der sich politisch unabhängig fühlt, zugeben wird. Ohne Zweifel hat Schröder erste Schritte unternommen, um unsere festgefahrene Außenpolitik wieder flottzumachen. Auch hat er, indem er den jüngsten politischen Abwegigkeiten des Kanzlers nicht nachgab, mit dazu beigetragen, wenigstens die schlimmsten Fehlentwicklungen zu verhindern.

Aber schon das hat ihn bei einem Teil seiner Partei verdächtig werden lassen, und niemand kann voraussagen, wie die Auseinandersetzung enden wird. Auf dem CDU-Parteitag gab Adenauer selbst das Stichwort: Ein Außenminister, den die Opposition lobt, sollte sich überlegen, ob sein Weg richtig ist.

● Das klingt fatal. Denkt man nämlich an den seit Monaten in Bonn herrschenden politischen Wirrwarr, dann müßte der Kanzler eigentlich froh über einen Außenminister sein, der vielleicht fertigbringt, was ihm selber nie gelang: eine gemeinsame vernünftige Außenpolitik herzustellen.

Ihr

Voluntas

Reportagen



Romane und Serien

Rubriken

Ab heute:

SIGI SOMMER schreibt für REVUE

Auto REVUE



Charme am Relais!

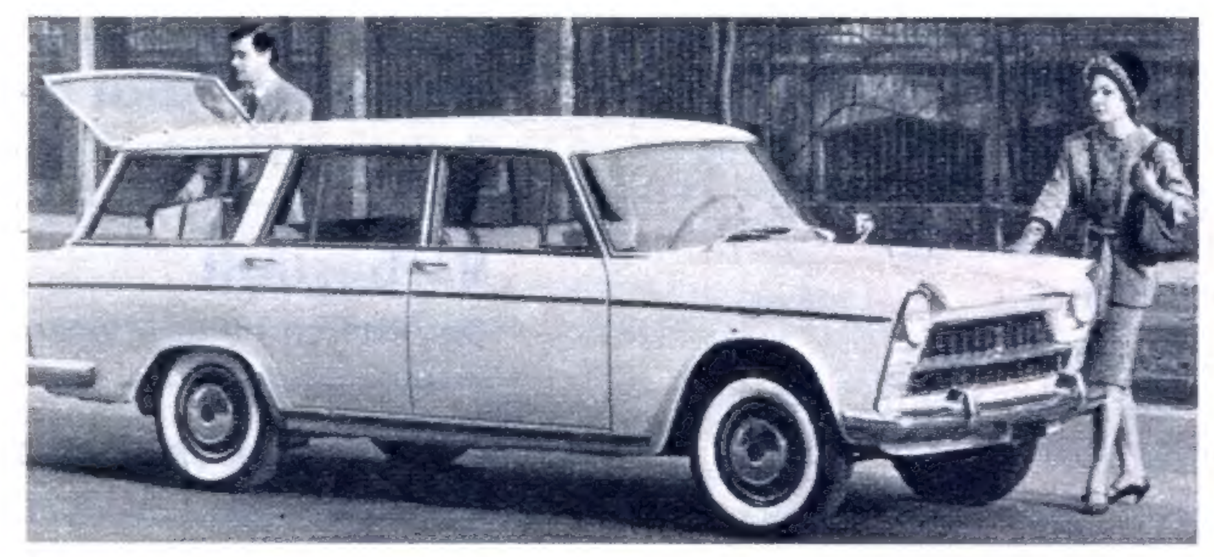
Auf den Knopfdruck von 21 jungen Damen gehorchen seit dem 1. Juli Fußgänger und Autos in Zürichs Straßen. Sie geben die Fahrt frei oder setzen das Stopsignal auf Rot. Inspektor Winkler von der Züricher Distriktpolizei erklärte sehr nüchtern diese Belebung des Straßenbildes: „Einfach Personalmangel! Wir haben nicht genügend Männer." In drei Monaten wurden diese Damen ausgebildet. Bedingung: „Bürokenntnisse, damit wir auch noch andere Verwendungsmöglichkeiten für sie haben."

Zwei Autos in einem

Wer einen Kombi fährt, hat zwei Autos in einem. Im Alltag dient er als praktischer und wirtschaftlicher Lieferwagen, am Wochenende und im Urlaub als ideales Familienauto. Wegbereiter dieses Typs, der jetzt auch bei uns viele Anhänger gewinnt, sind die amerikanischen Station Cars. Bei den meisten Modellen ist die hintere Sitzbank umklappbar, so daß die Ladefläche bedeutend vergrößert wird. Eine sehr praktische Lösung! Im übrigen sind Kombiwagen längst „gesellschaftsfähig" geworden — die moderne Form der letzten Modelle überzeugt durch elegante Linienführung. REVUE stellt hier die zehn beliebtesten Modelle vor:



„Caravan" — der geräumige Kombiwagen von Opel



„Familiare" nennen die Italiener diesen Fiat-Familienwagen

Marke	PS	Türen	Sitze	Nutzlast	zulässiges Gesamtgewicht	Preis DM
Fiat 500 Giardiniera	18	3	4	200 kg	875 kg	3875,–
Glas ISAR 700 Kombi	30	3	4	475 kg	1180 kg	4970,–
Skoda Octavia Combi	47	3	4-5	400 kg	1750 kg	5665,–
Ford Taunus 12 M Kombi	38	3	5	460 kg	1430 kg	5795,–
VW-Variant	45	3	4-5	375 kg	1360 kg	6700,–
Auto Union 1000 Universal	44	3	4-5	500 kg	1560 kg	6725,–
Opel Caravan 1,7 Liter	55	3	5	465 kg	1535 kg	6765,–
Ford Turnier 1,7 Liter	60	3	5	510 kg	1600 kg	6985,–
Fiat 1800 B Familiare	86	5	6	475 kg	1750 kg	10490,–
Citroën Break ID 19	70	5	6-8	700 kg	2000 kg	12000,–

REVUE-Tips

Vergessen Sie bitte auf Ihrer Ferienfahrt die Grüne Versicherungskarte nicht! Beim Grenzübertritt wird sie von folgenden Ländern verlangt: Belgien, Dänemark, Finnland, Frankreich, Großbritannien, Irland, Luxemburg, Norwegen, Schweden, Schweiz und Spanien. Ausgestellt wird die Karte von Ihrer Versicherung.

Entgegen der bisherigen Rechtsprechung und Verwaltungspraxis hat der Bundesfinanzhof in einem Urteil von grundsätzlicher Bedeutung entschieden, daß Reparaturkosten nach einem Unfall zwischen Wohnung und Arbeitsstätte als Werbungskosten abzugsfähig sind.

Halten Sie bitte nicht inmitten des Verkehrsgewühls, um einen Schutzmann nach dem Weg zu fragen. Die Verkehrsposten sollten nicht als Auskunftspersonen in Anspruch genommen werden. Das gebietet schon die Rücksicht auf die nachfolgenden Wagen. Wenn Sie durch Ihr Halten an Kreuzungen andere Fahrer behindern, können Sie sich sogar strafbar machen. Deswegen: Lieber an einer Parkstelle halten, aussteigen und zu Fuß die Auskunft einholen.

Bei Kolonnenfahrt ist Abstand zu halten. Immer wieder entscheiden die Richter: Wer auf den Vordermann auffährt, ist schuld und muß zahlen.



mercator über unser Geld

1963 bringt höhere Steuern

Nahezu 60 Milliarden Mark wird Bonn im nächsten Jahr ausgeben wollen — einige Milliarden mehr, als es im günstigsten Fall einnehmen wird. Nachdem schon in diesem Jahr der Ausgleich des Bundeshaushalts große Schwierigkeiten gemacht hat, wird er für das kommende Jahr kaum noch möglich sein. So bleiben Bonn nur zwei Auswege: es muß entweder die Ausgaben drastisch kürzen — oder die Steuern erhöhen . . .

Natürlich ist es angesichts solcher Entwicklungen leicht, „den Politikern" in Bausch und Bogen den Vorwurf zu machen, daß sie mit dem Geld des Steuerzahlers zu verschwenderisch umgehen. Tatsächlich gibt es auch genug überflüssige Ausgaben, von der Finanzierung nutzloser Ministerien bis zur Unterstützung fragwürdiger Interessenverbände oder höchst zweifelhafter „Öffentlichkeitsarbeit". Aber wenn man alle diese Ausgaben zusammenrechnet, kommen nur ein paar Millionen Mark heraus — ein Tropfen auf einen heißen Stein.

Die Frage, wo Bonn Einsparungen vornehmen könnte, läßt sich also nicht mit Hinweisen auf das überflüssige Familienministerium beantworten — wir müssen uns schon an die „großen Brocken" heranmachen. Da sind die Beamten, Angestellten und Arbeiter, die mehr Geld fordern. Ihre Lohn- und Gehaltswünsche sind durchaus verständlich, weil inzwischen auch in der Wirtschaft mehr Geld verdient wird. Aber wir müssen wissen, daß eine Erfüllung dieser Forderungen früher oder später Steuererhöhungen zur Folge haben muß. Nicht nur die Politiker, wir alle haben uns angewöhnt, immer wieder „Forderungen" an den Bundeshaushalt zu stellen, ohne daran zu denken, daß wir schließlich aus eigener Tasche bezahlen müssen. Das gilt für das Kindergeld, die Milchprämie der Landwirtschaft, für Filmprämien und Dutzende anderer offener oder versteckter Subventionen.

Wodurch kommen denn die ständigen Mehrbelastungen des Bundeshaushalts zustande? Nicht nur durch die Erhöhung der Verteidigungsausgaben, sondern auch durch die zahllosen Wünsche von Interessengruppen. Gegenwärtig erleben wir ein Schulbeispiel dafür, wie der Steuerzahler zugunsten einer bestimmten Wirtschaftsgruppe in die Tasche greifen soll. Unter dem Eindruck des drohenden Streiks an der Ruhr werden in Bonn Hilfsmaßnahmen für den Bergbau erwogen. Die Bergarbeiter fordern höhere Löhne, um ihre Spitzenstellung in der Industrie wieder zu erringen. Die Kohlenzechen, die schon heute teilweise mit Verlust arbeiten, können diese höheren Löhne nicht bezahlen, ohne die Preise heraufzusetzen. Höhere Kohlepreise aber will man der Öffentlichkeit nicht zumuten — außerdem würden sie die Abwanderung der Verbraucher zu dem billigeren Öl fördern, was der Bergbau vermeiden will.

So verfällt man in Bonn auf den Ausweg: der Steuerzahler muß helfen. Der Bergbau, der schon gegenwärtig mit fast 2 Milliarden Mark im Jahr unterstützt wird, soll noch mehr Geld vom Staat bekommen. Mit anderen Worten: die Kohlepreise werden zwar infolge der Lohnerhöhungen steigen, aber diese Preissteigerung wird aus politischen Gründen „unsichtbar" gemacht, indem man sie auf den Steuerzahler abwälzt. Auf den viel vernünftigeren Ausweg, stärker als bisher das wesentlich billigere Heizöl zu verwenden und alle unrentablen Kohlenzechen einfach stillzulegen, kommt man in Bonn nicht.

Müssen wir uns wundern, daß angesichts so unvernünftiger Politik wieder einmal neue Steuererhöhungen drohen?

Täglich wie neu geboren!

Nach dem heutigen Stande der Wissenschaft ist

Odol

nachweislich zur Pflege der Zähne und des Mundes besonders zu empfehlen

ODOL WERKE

Atem ist Leben

Die moderne Wissenschaft hat die engen Beziehungen zwischen Hygiene und seelischem Wohlbefinden nachgewiesen. Man weiß, daß ODOL-Mundwasser in Mundhöhle und Rachen ein befreiendes und regenerierendes Gefühl auslöst. Sofort ist man erfrischt, man atmet freier und fühlt sich herrlich aktiv – wie neu geboren!



Der tägliche Gebrauch von ODOL ist wegen seiner desinfizierenden Wirkung auch eine gute Vorbeugungsmaßnahme gegen Infektionen. Es empfiehlt sich deshalb, auch abends den Mund mit ODOL zu spülen.

100-02-2

Sag's der

Djilas ist auch im Kerker ein freier Mann

Zur Serie „Gespräche mit Stalin"

Milovan Djilas, einstens fast durch zwei Jahrzehnte nächster Kampfgefährte Titos, ist in Haft, weil er durch sein neuestes Buch „Gespräche mit Stalin" angeblich seinem Land geschadet und der westlichen Reaktion in die Hand gearbeitet haben soll, in Wirklichkeit aber, weil er nach wie vor das politische Lied der Mächtigen seines Landes mißachtet und ihren Groll nicht gescheut hat. Ein erstaunlicher Mann! „Ein verrückter Montenegriner", sagen seine früheren Freunde — und er trägt ein Stück Don Quichote und Parsifal und Winkelried in sich. Er ist ein ruheloser Geist voll reiner menschlicher Leidenschaft, ausgezeichnet durch Erkenntnisdrang, Wahrheitsfanatismus und den Bekennermut der großen Reformatoren.

Es ist ein weiter Weg vom kommunistischen Revolutionär und Partisan bis zu einem Verfechter der Freiheit als der bewegenden geistigen, gesellschaftlichen und politischen Kraft. In unerbittlicher Auseinandersetzung mit der kommunistischen Wirklichkeit sind seine Erkenntnisse gereift. Der Bruch Jugoslawiens mit dem Kreml vor 14 Jahren ist ohne seinen Einfluß nicht vorstellbar. Hart war sein Urteil über das Stalinregime: „Lüge, Demagogie und inspirierte Prozesse wie jene gegen Ketzer und Hexen, darauf berechnet, den einfachen und schlichten werktätigen Menschen zu betrügen, statt leidenschaftlicher, unentwegter Suche nach Wahrheit!"

Auf dieser Suche ist er in einer geistigen Wandlung, an der er die Leser seiner Aufsätze und Bücher seit mehr als zehn Jahren teilnehmen ließ, zu Erkenntnissen gekommen, die exemplarisch sein müssen für jeden, der der sozialistischen Heilslehre verhaftet ist. Am russischen Beispiel und an den Erfahrungen im eigenen Lande zerbrach sein Glaube, daß sich das Ideal der Humanität und der umfassenden sozialen Gerechtigkeit erfüllen würde, wenn das private Eigentum an den Produktionsmitteln beseitigt, die klassenlose Gesellschaft hergestellt und damit der Ausbeutung der Menschen ein Ende gesetzt würde. Er erfuhr, daß das angebliche gesellschaftliche Eigentum notwendigerweise einer neuen Klasse, der Partei- und der Staatsbürokratie anheimfällt und daß diese damit nicht nur die wirtschaftliche, sondern auch die politische und geistige Macht, ein Monopol des Denkens und der Meinung erringt und eine Herrschaft der totalen Unfreiheit aufrichtet. Seine Kritik hat entscheidend dazu beigetragen, daß in Jugoslawien versucht wurde, die zentral geleitete staatliche Planwirtschaft zu einer Form der dezentralisierten Marktwirtschaft unter Einschaltung von Arbeiterräten zu wandeln. Der Versuch scheiterte an der ungebrochenen Macht der zentralen Parteibürokratie, ein Mißerfolg, der die Einsichten des Milovan Djilas noch vertiefte.

Inmitten einer kommunistischen Welt hat Milovan Djilas — ich wage es zu sagen — die liberale Wahrheit entdeckt, den elementaren Glauben an die ordnende Kraft der Freiheit in allen menschlichen Beziehungen, an die Freiheit, die allein das Leben lebenswert macht. Milovan Djilas ist ein mutiger und — sogar im Kerker — ein freier Mann.

DR. THOMAS DEHLER
Vizepräsident des Bundestages

Mit Schwung ins Wasser: „Amphicar"

Wie bekommt man diesen Wagen?

Zur Auto-REVUE in Nr. 26

Sie berichten über einen Schwimm-Wagen, der in Deutschland konstruiert wurde, auf deutschen Gewässern und Straßen seine erfolgreichen Versuche gemacht hat und nun in Berlin gebaut wird. Sie verraten auch, daß er in Deutschland trotzdem nicht zu haben ist, sondern nur nach den USA geliefert wird. Erlauben Sie mir dazu einige Fragen: Warum können wir diesen sehr hübschen und praktischen Wagen nicht kaufen? Welche Firma hat ihn entwickelt? Und wie heißt das Wunderkind?

MÖNCHEN-GLADBACH
HEIN BERNECK

★

Demnächst können Sie diesen Wagen, den seine Väter „Amphicar" getauft haben, auch in Deutschland kaufen. Bisher reichten die Produktionsanlagen nur aus, um einen amerikanischen Auftrag über 25 000 Fahrzeuge auszuführen. Da in Deutschland das Vertriebsnetz erst aufgebaut werden muß, sind Anfragen und Bestellungen an den Hersteller direkt zu richten: Deutsche Waggon- und Maschinenfabriken GmbH., Berlin-Borsigwalde. Beim „Amphicar" handelt es sich um eine Weiterentwicklung des alten VW-Schwimmwagens. Auf allen Wasserstraßen (in Berlin auch auf den Havelseen) kann er ohne Lizenz gefahren werden. Für die deutschen Seen gelten allerdings jene Einschränkungen, die für Motorboote eingeführt worden sind.

Die Redaktion

Unser bester Mann

Zu den Fußball-Berichten aus Chile

Ich glaube, es bleibt noch manches vom deutschen Fußball zu sagen. Ich war jetzt beruflich in Chile und habe zwei unserer Siege miterlebt. Eindrucksvoll war das nicht, aber wir haben gewonnen. Unserem Sturmspiel fehlte der große Dirigent, wie es bei unserem Weltmeistersieg in der Schweiz Fritz Walter war. Hier in Santiago gab es ein Trainingsspiel zwischen den Reserven der Schweiz und Deutschland, das wir mit 3 : 1 gewannen. Bester Mann auf dem Platz: der 42jährige Fritz Walter, der als Werbeleiter einer Fernseh-Firma in Chile weilte und nur aus Spaß mitmachte. Das sagt doch wohl alles über die „Güte" unserer Weltmeisterschafts-Kandidaten von heute.

AUGSBURG HORST VÖLKNER

REVUE

Berg- und Talbahn

Zum neuen REVUE-Roman von Frank Harper

Ich freue mich, bei Ihnen einen Roman von Harper zu lesen. Schon Ihre Ankündigung hat mich neugierig gemacht, weil ich Frank Harper für einen Autor halte, der es wie wenige versteht, echte Tragödien zu schaffen. Die Lektüre der ersten Folge zeigt bereits, daß ihm das auch diesmal gelungen ist: Der Mann, der einen Teil der Schuld am Tod seines Schwiegervaters trägt und das nicht einmal seiner Frau eingestehen darf, allein das ist ein Gedanke von beklemmender Faszination. Daß darüber hinaus eine zwar zeitlich hinter uns liegende, geistig aber immer gegenwärtige Problematik einmal von einer ganz anderen Seite aufgerollt wird, scheint mir notwendig: Guter Lesestoff muß nicht nur Spannung erzeugen, sondern auch zum Nachdenken anregen.

SALZBURG FERDINAND MATSCHEK

Zerstört den Stalinisten die Hoffnungen!

Zur Berlin-Reportage in Nr. 24

Mit blutigen Grenzzwischenfällen beginnt es — aber wo soll das enden? Die Bürgerkriege von Spanien, Korea, Vietnam und Laos haben auch mit einem ersten Schußwechsel über die ideologischen oder Zonengrenzen begonnen. Setzt der primitiven Brutalität des Ulbricht-Regimes das heiße Herz und den kühlen Verstand einer überlegenen freiheitlichen Staatskunst entgegen. Zieht euch nicht da zurück, wo jene sich mausig machen; die Hallstein-Doktrin ist längst überlebt! Manövriert mit diplomatischen Meisterstücken diese selbst im Ostblock verachteten Restbestände des Stalinismus aus und zerstört ihnen die Hoffnung, unter den Augen der Weltmächte die Theorie vom konventionellen begrenzten Krieg auf deutschem Boden praktizieren zu können!

BERLIN FRIEDRICH MUNZER

Rowdies wüten überall

„Todesfalle Baustelle" in REVUE Nr. 23

Eine besondere Gefahr auf unseren Autobahnen sind jene Schnellfahrer am Steuer von Straßenkreuzern oder Sportwagen, die mit unaufhörlichem Gebrauch der Lichthupe am liebsten von München bis Hamburg alles von der linken Fahrbahnseite wegscheuchen möchten und schon am Horizont jedem verdeutlichen wollen, daß sie kommen und es sich ja niemand einfallen lassen solle, seinerseits zu überholen und diesen Rowdies die Betätigung des Bremspedals zuzumuten.

KOBLENZ BRUNO GENSKE

Gefahren im Urlaub

Zum Mediziner in REVUE Nr. 23

Nicht alleine die ungewohnte Kost und Überfütterung mit Eis und kalten Getränken tragen die Schuld an den so bekannten Darmzuständen. Da kommen die Badegäste mit dicken Brieftaschen, Straßenkreuzern und vielen Koffern, aber nur mit e i n e m Badeanzug ans Meer. Man legt sich dann mit nassem Badekleid in den Liegestuhl, und der kühle Wind (der auch bei Hitze vorhanden ist) sorgt dann für Unterkühlung des Körpers von allen Seiten und für die so unangenehmen Folgen, die der Unwissende dann den Speisen zuschreibt.

INNSBRUCK O. AUSSERLADSCHEIDER

Vier Starfighter-Piloten starben als Luftakrobaten

Der Himmel ist kein Zirkuszelt





Wolfgang v. Stürmer aus Düren
Oberleutnant, 26 Jahre alt, war vierzehn Monate verheiratet und seit drei Monaten Vater, als er bei Nörvenich abstürzte. Auf dem Bild: mit Frau Margarete bei der Taufe des Söhnchens Andreas Rainer im März 1962

Wie Granaten schlugen die vier Starfighter in die Erde. Rauchpilze schossen empor. Als Minuten später die Feuerwehr und der Katastrophentrupp des Fliegerhorstes Nörvenich eintrafen, war die Befürchtung bereits Gewißheit geworden: Wieder waren Piloten der bundesdeutschen Luftwaffe ums Leben gekommen. Vier junge Männer — einer ein Amerikaner — mußten sterben. Werte von zweiundzwanzig Millionen Mark wurden zu Schrott. Jeder von uns weiß, was geschehen ist: Als erste Einheit, die mit dem Starfighter ausgerüstet ist, sollte das „Jagdgeschwader Boelcke" feierlich in Dienst gestellt werden. Man glaubte, die Bedeutung des Ereignisses erfordere es, daß Starfighter-Piloten am Himmel tollkühne Kunststücke vorführen. Zwar hatte die Bundeswehr kürzlich verkündet: „Wir halten nichts von dressierten Luftakrobaten." Aber das war in diesem Augenblick vergessen. Mit den fähigsten Fliegern wurde eine Kunstflugstaffel gebildet. Tag für Tag wurde geübt. Niemand stellte die Frage, ob es zu verantworten ist, Flieger bei 800 km/st in zwei bis drei Meter Abstand voneinander Loopings und Rollen vollführen zu lassen. Niemand wollte wahrhaben, daß der ausbilderische Wert solcher Manöver höchst zweifelhaft ist. Präsident Kennedy hat vor einem halben Jahr die „Skyblazers", das berühmte Kunstflug-

Der Himmel ist kein Zirkuszelt



35 Mann für einen Starfighter

Nicht nur der Pilot (1) allein, sondern noch 34 weitere Soldaten „vom Gemeinen bis zum Offizier" sind notwendig, um einen Starfighter F-104-G startfähig und, wie es heißt, „gefechtsklar" zu machen. Dem Piloten steht der Flugzeugwart (2) zur Seite. Er ist dafür verantwortlich, daß der Kampfflieger eine in allen Einzelheiten überprüfte Maschine besteigt. Solange das Flugzeug am Boden steht, wird es von einem Posten (3) bewacht, denn der Überschalljäger, der verschiedene Ausrüstungsgegenstände hat, die geheim sind, soll gegen Sabotage geschützt werden. Jeder Starfighter F-104-G kostet 5,5 Millionen D-Mark. Dieses von den Amerikanern entwickelte Flugzeug, das in deutschen Fabriken in Lizenz nachgebaut wird, startet auf den Befehl des Offi-



Heinz Frye aus Düsseldorf

Oberleutnant, 27 Jahre alt, wollte im Juli Verlobung feiern. Seine Eltern ahnten nichts von dem Todesflug. Sie fuhren in die Ferien. Man suchte sie per Rundfunk auf Campingplätzen



Bernd Kübart aus Salzuflen

Oberleutnant, 26 Jahre alt, war „Spezialist für Überschall". Amerikaner nannten ihn „einen der besten Flieger der Welt". Sein Bruder ist Fliegeroffizier, seine Schwester Stewardeß



Jon G. Speer aus Los Angeles

US-Captain, 29 Jahre alt, brachte im April eine durch Blitzschlag havarierte Maschine sicher zu Boden. Als „Formationsführer" fand er bei der Nörvenicher Katastrophe den Tod

ziers vom Gefechtsstand (4). Ihm untersteht das Gefechtspersonal (5/6), das über die Funkgeräte am Boden die Befehle an den Flugzeugführer weitergibt. Bei einem eventuellen Unfall greift die Unfallmannschaft (7—15) ein. Sie besteht aus einem Vorgesetzten und acht Mann. Das Auftanken des Düsenjägers besorgt die Tankbereitschaft (16—18). Die Anlaßgeräte zum Start des Jagdflugzeuges bedienen zwei Mann (19/20). Für die Sicherheit des Jägers während des Fluges sorgt die Flugsicherungskontrolle (21/22). Im „Ernstfall", nämlich beim Unfall während des Starts oder der Landung, stehen vier Feuerwehrleute (23—26) für jede Maschine bereit. Helfer des Flugzeugwartes bei der vollständigen Überprüfung des Jägers sind neun Mechaniker (27—35)

Fortsetzung von Seite 11

team der US-Luftwaffe, aufgelöst. Der Himmel ist kein Zirkuszelt. Wir sind voller Empörung gegenüber den verantwortlichen deutschen Offizieren. Und wir sind voller Trauer gegenüber den Hinterbliebenen von vier jungen Menschen . . .



LIEGENDE VENUS 1807: Nackt bis zu den Hüften ist die schöne Pauline im Marmorbildnis des Canova, das in der Villa Borghese (Rom) steht



LIEGENDE VENUS 1962: Im schwarzen Unterkleid wird die Wachsfigur des Filmstars Gina Lollobrigida im Kino-Museum von Hollywood gezeigt

Die besten Geschichten schreibt das Leben, die besten Filmrollen liefert die Geschichte. Dem Geschichtsbuch hat der Regisseur Jean Delannoy auch die Titelfigur seines Filmes „Kaiserliche Venus" entnommen, der zur Zeit in der römischen Filmstadt Cinecittà gedreht wird. Es ist Pauline Bonaparte, die jüngere, vom großen Bruder zärtlich geliebte Schwester Napoleons. Im Film wird sie von Gina Lollobrigida verkörpert. Es ist Lollos kühnste Rolle. Denn Pauline war eine Frau von unbedenklicher Lebensweise. Bis zum



Alles ist echt an Gina Lollobrigida, der „Kaiserlichen Venus" des Films: die Frisur, das Diadem im Haar, die Ohrgehänge und das Halsband. Auch die dreißig Kleider, die Gina als Pauline Borghese trägt, sind nach „Modellen" im Museum von Versailles genäht. Der Film einer verwöhnten Frau aus der Zeit des „Empire" kostet acht Millionen Mark...

In Rom wird das „süße Leben“ der Napoleon-Schwester Pauline Borghese verfilmt

Lollos kühnste Rolle

frühen Tode ihres ersten Ehemannes, des französischen Generals Leclerc d'Ostier, lebte sie wie eine Königin in San Domingo auf Haiti; in ihrer zweiten Ehe mit dem Fürsten Camillo Borghese wie eine Liebesgöttin in Rom. Zahllos waren ihre Abenteuer, zahllos ihre Affären. Doch nicht ihr Bruder, ihre Ehemänner und Liebhaber, sondern der große Bildhauer Antonio Canova (1757—1822) hat Pauline unsterblich gemacht. Er schlug ihr Bildnis im Jahre 1807 in weißen Marmor und machte sie als „Liegende Venus“ weltberühmt



Der Film-Canova (Gianni Santuccio) modelliert Gina-Pauline im Film-Studio, denn der Filmgesellschaft waren Aufnahmen in dem noch erhaltenen Atelier Canovas nicht gestattet. Als man vor 155 Jahren Pauline Vorwürfe machte, weil sie dem Bildhauer nackt Modell saß, entschuldigte sie sich: das Atelier sei doch geheizt gewesen

Heinz G. Konsalik: Das geschenkte Gesicht

Der Roman der Männer, die ein unfaßbares Schicksal tragen, und der Ärzte, die es zu überwinden helfen

Ich habe diesen Roman fünf Jahre lang vorbereitet. Vor knapp fünf Jahren, nachdem ich mit dem „Arzt von Stalingrad" ein dramatisches und tragisches Kapitel der Begegnung von Krieg und Heilkunst niedergeschrieben hatte, wurde ich auf dieses neue Thema aufmerksam gemacht: Auf das Schicksal der Gesichtsversehrten. Ich erhielt den Hinweis auf einer Reise, die mich auch an einem abgeschiedenen Schloß vorbeiführte, von dem ich erfuhr, daß es einmal ein Speziallazarett für Gesichtsverletzte war — ein Haus mit Tausenden von Schicksalen. Und von einer Frau erhielt ich einen erschütternden Bericht, einer Frau, die selbst als Ärztin vielen Soldaten geholfen hatte, wieder ein menschliches Antlitz zu tragen. Ich fühlte damals sofort, daß hier ein Stoff lag, der womöglich noch größer, noch menschlicher, aber auch noch schwieriger zu gestalten war als mein vorhergehender Roman. Und ich nahm mir vor, an diese Arbeit ohne Rücksicht auf Zeitaufwand heranzugehen, zu versuchen, den menschlichen Schicksalen dieses Stoffes ebenso genau nachzugehen wie den Methoden und Möglichkeiten der Wiederherstellungs-Chirurgie, die diesen Menschen auf wunderbare Weise neue Gesichter geschenkt hat. Jetzt, nach fünf Jahren, glaubte ich genug erfahren zu haben, um an die Niederschrift zu gehen.

Ich bin in dieser Zeit mit zahllosen Menschen zusammengetroffen, die mir bei der Vorbereitung des Romans geholfen haben — Ärzten und Schwestern, Versehrten und ihren Familien. Ihnen allen möchte ich an dieser Stelle danken für ihre Bereitschaft, mir Einblick in die Welt der Gesichtsversehrten zu geben. Mein besonderer Dank aber gilt Frau Dr. Dorothea Hirschberg, im Krieg in einem Wiederherstellungs-Lazarett, heute in Wiesloch bei Heidelberg. Frau Dr. Hirschberg war wohl die einzige Frau, die im Chirurgenkittel in einem deutschen Gesichtsversehrten-Lazarett des letzten Krieges arbeitete. Ohne ihre ständige Beratung aus ihrer reichen und unmittelbaren Erfahrung, ohne ihre Prüfung des fertigen Manuskripts könnte dieser Roman nicht erscheinen.

Aegidienberg bei Bad Honnef

Heinz G. Konsalik

Es ist der 4. Oktober 1944. Über die Straße von Augustow nach Sejny, durch die eisige Weite Rußlands, keucht eine kleine Kolonne Motorschlitten. 57 junge Soldaten fahren an die Front. Am Steuer des ersten Schlittens sitzt Feldwebel Erich Schwabe. Er starrt durch den Schleier von Schnee, den der Wind vor dem Schlitten hertreibt. Als er die Gefahr sieht, ist es schon zu spät: die tellergroße Erhebung auf der glatten Eisfläche — klein, kaum bemerkbar, aber tödlich: eine Mine.

Schwabe reißt das Steuer herum. Umsonst! „Fliegeralarm!" kann er gerade noch schreien. Die Jungen hinter ihm springen ab. Für ihn selbst, für Erich Schwabe, ist es zu spät.

Mit offenen Mündern liegen die Jungen im Schnee und sehen den Schlitten hoch in die Luft fliegen. Dann sinkt die Explosionswolke in sich zusammen. Schneeklumpen, Eisbrocken, geborstenes Metall, zerrissenes Holz im weiten Umkreis. Und unter den Trümmern Feldwebel Erich Schwabe. Er lebt. Aber — er hat kein Gesicht mehr ...

Vier Tage und vier Nächte dauert die Fahrt des Verwundetentransports — dann liegt Erich Schwabe im Gesichtsversehrten-Lazarett Bernegg in Franken, unter der Obhut der Ärztin Dr. Lisa Mainetti ...

*

Das Gesicht Schwabes lag frei vor Dr. Lisa Mainetti. Sie starrte auf das, was einmal ein Mensch gewesen war, und schluckte ein paarmal. Hinter ihr stand Professor Rusch, sie merkte es erst, als sie seinen Atem in ihrem Nacken spürte.

Sie wußte, daß er sie in diesem Augenblick ansah. Seit zwei Jahren behandelte sie in Bernegg die Gesichtsverletzten, seit zwei Jahren stand sie dreimal in der Woche im Operationssaal und flickte die zerstörten Gesichter zurecht, schuf neue Unterkiefer, neue Nasen, neue Wangen und Kinne, neue Lippen und Stirnpartien. Sie verpflanzte Rollappen und gestielte Lappen, sie setzte Knochenspäne ein und rang in millimetergroßen Stücken dem Körper neues Lippenrot ab, sie hatte Fettgewebe zur Polsterung von Kinn und Wangen transplantiert. Aber immer war es ein Schock für sie gewesen, wenn die „Neuen" kamen, und wenn sie blutige Höhlen sehen mußte, die einmal ein Gesicht waren, das lächeln konnte, das geliebt worden war, in dem sich die Seele spiegelte und Glück und Leid sich gleichermaßen eingezeichnet hatten.

So war es auch heute. Sie blickte in ein Gesicht, in dem nur noch die Augen standen, und etwas Dickes, violett Rotes schwamm in einer mit Blutklumpen angefüllten Höhle: die Zunge.

Lisa Mainetti biß die Zähne aufeinander. Dann hatte sie sich gefangen, sie legte beide Hände auf die Brust Erich Schwabes.

„Sie bleiben auf meiner Station", sagte sie, und eine merkwürdige mütterliche Zärtlichkeit war in ihrer Stimme. „Es ist alles halb so schlimm. Sie können mich sehen?"

Erich Schwabe nickte. Undeutlich, wie durch einen Schleiervorhang, nahm er das schmale Gesicht der Ärztin wahr und dahinter den blonden Kopf des Chefarztes. Er sah den Zipfel einer Schwesternhaube, und ganz in der Ferne einen weißen Schrank mit blitzenden Instrumenten.

Ich kann sehen, dachte er unendlich glücklich. Sie haben mich nicht belogen! Meine Augen leben! Nun ist wirklich alles nicht so schlimm ... ein paar Narben im Gesicht, wen wird das stören? Ursula bestimmt nicht. Es gibt so viele Männer mit Narben ... und bei den Akademikern heißt's sogar: Er ist interessant.

In seinem Kopf summte es. Die Schwerelosigkeit, die nach der Injektion seinen Körper wie auf einer Schaukel trug, flimmerte in seinen Augen und ließ die Konturen der Gestalten verschwimmen. Nicht ohnmächtig werden, dachte Schwabe. Nein, nicht weggehen aus diesem herrlichen Zustand, sehen zu können.

Dr. Mainetti nahm den Laufzettel, den der Sanitäter ihr hinreichte. Dann blickte sie wieder auf die blutverkrustete Flä-

Fortsetzung übernächste Seite



Das geschenkte Gesicht

Erich Schwabe der 26jährige Feldwebel, hat an allen Fronten gekämpft, sieben Verwundungen davongetragen, als das Entsetzliche geschieht: eine Minenexplosion zerfetzt sein Gesicht. Er kommt in ein Spezial-lazarett, nach Bernegg in Franken, ins Haus der verlorenen Gesichter. Hier beginnt die Tragödie des entstellten, ausgeschlossenen Menschen. Hier setzt aber zugleich das Bemühen der Ärzte ein, ihm sein Gesicht — und damit die Hoffnung an die Zukunft wiederzugeben, an ein neues Leben ...

Ursula Schwabe ist Erichs junge, blonde Frau. In vier Ehejahren hat sie ihren Mann 42 Tage gesehen. Sie ist hübsch und lebenslustig, und die Männer sehen sich nach ihr um — aber Ursula hat keinen Blick für sie: sie wartet auf Erich, ihren Mann — aber als Erich wiederkommt, ist er nicht mehr der Mann, den sie liebte, den sie geheiratet hat... Wird Ursula Schwabe die Kraft haben, mit der schweren Prüfung, die ihr auferlegt ist, fertig zu werden?

Walter Rusch Professor Dr. med. und Chefarzt der Gesichtsversehrten-Klinik, ist ein großer Könner — und ein großer Mensch. Sein Leben ist die Arbeit an seinen Verwundeten, den vom Krieg am erbarmungslosesten Getroffenen. Er will nicht nur heilen — er will ihnen ihr menschliches Gesicht zurückgeben. Er tut mehr als von ihm verlangt wird, er tut es unbeirrt — auch wenn es ihn in gefährliche Konflikte mit den politischen Machthabern bringt

Lisa Mainetti die junge Ärztin mit dem schmalen südländischen Gesicht, ist Professor Ruschs rechte Hand — und von einer zarten, hoffnungslosen Liebe zu ihm erfüllt. Dr. Lisa Mainetti hilft, wo sie kann, sie hat das Herz auf dem rechten Fleck, und ihre Patienten gehen für „ihre Ärztin" durchs Feuer ...

Fred Urban ist Oberarzt in Bernegg. Typ: politischer Karrieremacher mit einem Schuß Sadismus. Er schikaniert die Verwundeten und tyrannisiert die Kollegen. Professor Rusch und Lisa Mainetti stehen auf seiner Abschußliste. Aber die Ärztin hat eine Waffe gegen ihn in der Hand, von der er nichts ahnt ...

che, in der einsam, als einziges Leben, die Augen standen, umgeben von dicken Säcken eines schon blaugelben Hämatoms.

„Sie sind verheiratet", sagte Lisa Mainetti und gab den Zettel an den Sanitäter zurück. „Übermorgen, wenn wir uns hier eingelebt haben, werden wir Ihrer Frau schreiben, nicht wahr?"

Schwabe winkte mit der Hand ab. „Zuerst meiner Mutter, Frau Doktor", sagte er.

Professor Rusch und Lisa sahen auf die dick geschwollene Zunge, die sich zukkend hin und her bewegte. Dort, wo einmal die Lippen gewesen waren, zuckte das zerfetzte Fleisch. Er spricht, dachte Lisa, und plötzlich schauderte es sie. Und seine nicht mehr vorhandenen Lippen formen die Worte. Aber es war nur ein Röcheln und Zischen, das aus der Mundhöhle quoll, ein tierhaftes Lautgeben, zu dem die Zunge den Takt schlug.

Erich Schwabes Augen wurden weit. Jetzt, ohne Verband, hörte auch er die schrecklichen Töne. Er starrte den Chefarzt an, und plötzlich weinte er wieder hemmungslos wie ein Kind, bis ihn die Besinnung verließ.

Lisa Mainetti säuberte die Wunden und legte dann neue Lagen Mull auf das zerstörte Gesicht. Sie machte einen Verband, der die Augen freiließ. Es war nur ein kleiner Sehschlitz, denn auch die Stirnpartie war wegrasiert worden bis auf den blanken Knochen.

„Zimmer 3", sagte sie, als man Schwabe zurück auf die Trage hob. Während er hinausgeschafft wurde, schob man einen neuen Verwundeten auf den OP-Tisch. Einen Kieferschußbruch mit zerfetztem Gaumen und halb abgerissener Zunge.

„Da hast du aber noch einmal Glück gehabt, mein Junge", sagte Professor Rusch und kontrollierte die Zerstörung der Knochen. „In ein paar Monaten kannst du wieder Eisbeine kauen ..."

In der Nacht noch wurden die wichtigsten Fälle geröntgt, die Platten entwikkelt und zum Professor gebracht. Die Sanitäter wußten das. Bei Neuzugängen gab es keine Nachtruhe. „Sie haben für uns die Köpfe hingehalten!" schrie Rusch einmal, als sich die Schwestern beschwerten. „Ich kann erwarten, daß ihr dafür einmal eine Nacht opfert!"

Der einzige, der sich störrisch zeigte, war Dr. Urban. Mißmutig saß er vor den Röntgenplatten, trank einen Cognac und hörte nur halb zu, was Rusch nach dem Studium der Aufnahmen anordnete.

„Als ob die nicht einen Tag Zeit hätten", brummte er und gähnte. „Nachher liegen sie doch jahrelang herum, bis ihre Visage gerichtet ist ..."

„Bei manchen gelingt es nie", sagte Lisa Mainetti. „Es gibt Menschen, die haben von Geburt an kein Gesicht ..."

Wortlos erhob sich Dr. Urban und verließ das Chefzimmer. Professor Rusch wartete, bis er die sich schnell entfernenden Schritte auf dem Gang hörte.

„Du machst so lange, bis er dich der Gestapo meldet", sagte er.

„Hast du Angst?" fragte Lisa zurück.

„Ja", sagte er ehrlich.

„Aber wir haben den Krieg doch bald verloren."

„Bald! Ja!" Rusch atmete schwer. „Aber bis dahin ... Manchmal kann ich nicht mehr, Lisa ... manchmal denke ich ..."

Er verstummte, legte den Kopf zurück an die Sessellehne und bedeckte die Augen mit beiden Händen.

Ganz still war es im Raum, so still, daß man deutlich das saugende Geräusch hörte, als Lisa Mainetti an ihrer Zigarette zog.

*

Durch seine Sehschlitze erkannte Erich Schwabe, daß es Morgen war. Er lag in einem kleinen Zimmer, das Fenster war offen, und die Gardinen blähten sich im Luftzug, der in den Raum drang. Drei Blumentöpfe standen auf der hölzernen, weiß lackierten Fensterbank. Zwei Alpenveilchen und eine große Kaktee, die kleine Knospen gesetzt hatte.

Schwabe bewegte vorsichtig den Kopf zur Seite und richtete sich auf. Er war allein im Zimmer. Ganz dicht hob er den linken Arm an die Sehschlitze des Verbandes und sah auf seine Armbanduhr. Sie tickte noch und zeigte die neunte Morgenstunde.

Langsam schob er die Beine aus dem Bett, setzte sich auf. Sein Herz klopfte wie wahnsinnig. Als er glücklich stand, nach über einer Woche zum erstenmal wieder stand, zitterten ihm die Knie und knickten ein. Er mußte sich auf den Nachttisch stützen. Die ersten Schritte waren wie ein Taumeln, er ruderte mit den Armen um sich, um das Gleichgewicht zu behalten, und tastete sich dann an der Wand entlang.

Eine ungeheure Energie trieb ihn, ein Wille, der so übermächtig war, daß er die Schmerzen kaum merkte, die in seinem schwachen, pendelnden Kopf wieder aufstachen.

Ich will wissen, wie ich aussehe! Dieser eine Gedanke beherrschte Schwabe. Irgendwo mußte hier doch ein Spiegel sein oder etwas anderes Blankes, in dem ich mich spiegeln kann.

Als er an keiner der Wände einen Spiegel gefunden hatte, selbst nicht über dem Waschbecken, schwankte er zum Fenster. In einer Scheibe mußte er sich erkennen können ...

Aber auch das Fenster spiegelte nicht. Die Scheiben waren aus Milchglas. „Sie denken an alles", sagte Schwabe und beugte sich aus dem Fenster. Auf den Wegen gingen einige Verwundete spazieren, ein Arbeitskommando kehrte mit Reisigbesen das Herbstlaub von den Wiesen und fuhr es mit Handwagen ab. Die Gesichter waren mit Leukoplaststreifen überklebt, sie sahen eher clownhaft als ekelerregend aus, eher wie eine Erinnerung an eine fröhliche Kirchweih.

Sie haben recht, es ist nicht so schlimm, dachte Schwabe und drehte sich ins Zimmer zurück. Eine freudige Hoffnung war in ihm. Er legte sich wieder ins Bett und nahm im Liegen Haltung an, als Dr. Lisa Mainetti zur Morgenvisite kam.

„Das lassen Sie mal sein", sagte sie und deutete auf die angelegten Arme Schwabes. „Für Sie ist der Krieg aus. Sie haben genug gegeben für Führer und Vaterland."

Sie setzte sich an das Bett, kontrollierte den Verband und sah Schwabe nachdenklich und fragend an. Dann nahm sie einen Block und Bleistift und schob beides Schwabe hin.

„Sie sind aufgestanden, nicht wahr?"

„Frau Doktor, ich ... ich wollte nur ..." kritzelte Schwabe auf das Papier. Seine Hand zitterte ...

„Sie wollten nur einen Spiegel suchen oder in die Fensterscheibe sehen."

„Ja", schrieb er.

„Aber warum denn? Haben Sie noch nie einen verbundenen Kopf gesehen?"

„Und was ist unter dem Verband, Frau Doktor?"

„Ihr Gesicht ..."

„Aber nicht mehr ganz, nicht wahr?"

„Natürlich nicht. Sonst trügen Sie ja keinen Verband."

„Und was ... was fehlt, Frau Doktor?"

„Fehlt? Wer spricht hier von fehlen! Ein bißchen ramponiert ist alles. Haben Sie schon einmal einen Boxer gesehen, der 15 Runden lang Dresche bekommen hat?"

„Ja, aber ..."

„Na also. Was heißt hier aber?"

„Eine Mine unter einem Schlitten ist kein Boxkampf, Frau Doktor ..."

„In sechs Wochen werden Sie in ein anderes Zimmer kommen, zusammen mit sechs Kameraden. Sie müssen nur Vertrauen haben und fest daran glauben, daß wir alles tun, um Sie für das spätere Leben wieder zurechtzuflicken. Alle anderen Gedanken sind Mist."

Schwabes Augen lächelten. „Sie reden wie ein Landser. Sicherlich können Sie auch fluchen."

„Und wie!" sagte Lisa Mainetti. „Daß die Wände wackeln, mein Lieber! Und nun setzen Sie sich hin und schreiben Ihrer Frau ein paar Zeilen, da es mit dem Schreiben so gut geht. Oder möchten Sie erst Ihrer Mutter schreiben?"

Schwabe schrieb.

„Aber niemand soll kommen!"

„Auch Ihre Mutter nicht?"

Erich Schwabe wehrte mit der Hand ab. Erst muß ich wissen, wie ich aussehe, dachte er. Sie sollen nicht erschrecken, wenn sie mich sehen. In zwei oder drei Monaten werden es vielleicht nur noch ein paar Narben sein, und Ursula wird mit den Fingerspitzen darüberstreicheln und sagen: Mein armer, armer, Erich ... hat es weh getan ...? Und er würde lächeln und sagen: Nicht der Rede wert. Macht doch ein Gesicht interessant, was, die Narben?

Als er allein war, schrieb er an seine Mutter.

> „Mein liebes Muttchen!
> Ich bin wieder einmal verwundet. Nun ist's das achtemal. Aber Du siehst: Unkraut vergeht nicht. Ich bin in einem deutschen Lazarett, es geht mir gut, ich esse kräftig ..."

Hier stockte er und dachte an die intravenösen Traubenzuckerinjektionen und Nährklistiere, die er täglich bekam.

> „... und in zwei Monaten werde ich so weit hergestellt sein, daß ich zu Euch auf Urlaub komme oder Ihr zu mir kommen könnt. Macht Euch gar keine Sorgen um mich.
> An Ursel schreibe ich extra.
> Ich küsse Dich, Muttchen,
> Dein Erich."

Als er den Brief geschrieben hatte, legte er sich zurück und starrte an die Decke. Ein Zwiespalt war in ihm. Wenn es nicht so schlimm war, warum haben sie dann alle Spiegel weggenommen, dachte er. Warum haben sie Milchglasscheiben? Wir haben im Krieg schon andere Gesichter als ein verschrammtes Gesicht gesehen. Irgend etwas stimmt doch hier nicht ...

Sechs Zimmer weiter saß Dr. Lisa Mainetti mit ihrem ersten Untersuchungsprotokoll dem Chefarzt gegenüber. Professor Rusch hörte zu, wie sie mit knappen Worten berichtete.

„Wie lange, denkst du, wird es dauern, bis wir den Schwabe wieder menschlich machen?" fragte er, als sie schwieg.

„Das wird kaum möglich sein ..." sagte sie leise.

„Ich meine, bis er so aussieht, daß kein Hund mehr vor ihm erschrickt ..."

„Mit allen Deckungen und Plastiken, die nötig sind, mit allen Korrekturen und Ausschneidungen — mindestens vier Jahre." Sie nahm das Protokoll und legte es zurück in ihre Stationsmappe. „Und auch dann wird er noch immer aussehen wie eine Alraunenwurzel."

„Du hast mit ihm gesprochen?"

„Ja. Aber er weiß es nicht ... ich konnte es ihm nicht sagen. Nicht jetzt schon."

„Und seine Angehörigen? Willst du mit seiner Mutter reden? Mit seiner Frau?"

„Ich werde es einmal müssen. Vor allem mit ihm natürlich. Nur nicht sofort. Er ist einer von den Menschen, die in ihr Unglück hineinwachsen müssen, um es ertragen zu können. Ich weiß noch nicht, wie ich ihm die Wahrheit beibringen soll ..."

Professor Rusch ergriff beide Hände Lisas und zog sie näher zu sich heran.

„Wir kennen uns so gut", sagte er stockend. „Und im Grunde kennen wir uns so wenig. Bitte, beantworte mir ehrlich eine Frage: Könntest du noch einen Mann lieben, der ... der so aussieht wie Schwabe ...?"

„Warum willst du darauf eine Antwort?"

„Sie ist wichtig, Lisa."

„Gut. — Ja, ich könnte einen solchen Mann lieben ... wenn du es wärst ..."

„Danke." Professor Rusch erhob sich abrupt. Es war, als sei eine unruhige, treibende Kraft über ihn gekommen. „Setzen wir morgen schon Schwabe auf den OP-Plan! Es war gut, was du gesagt hast ... ich war einen Augenblick im Zweifel, ob man dem Mann noch helfen könnte ... Jetzt weiß ich, daß alles sinnvoll ist, wenn eine Frau wirklich lieben kann ..."

*

In der Stube B/14 hatte man endlich eine Sensation.

Der Gefreite Theodor Baum entwickelte sich unter den Augen seiner fünf Stubenkameraden zu einem medizinischen Phänomen.

Es hatte zunächst ganz harmlos angefangen. Theodor Baum kam auf Schloß Bernegg mit einem zerstörten Kinn. Ein Granatsplitter hatte ihm einen Teil glatt wegrasiert. Vor der Knochenspantransplantation überpflanzte Dr. Lisa Mainetti ihm zur Deckung des Knochens einige Weichteile. Sie nahm dazu einen schönen, kräftigen Brustlappen Baums.

Der eingepflanzte Lappen wuchs sehr gut an, aber dann zeigte sich etwas, was sowohl Lisa wie der Chefarzt mit Verwunderung beobachteten: Das transplantierte Stück schwoll dermaßen an, daß Theodor Baum nach sechs Wochen mit einem mächtigen fleischigen Kinn herumlief, das aussah wie eine verpflanzte Frauenbrust.

Die Stube B/14 verfolgte die Verwandlung mit Staunen und Entzücken.

„Dös is a Ding!" sagte der Unteroffizier Wastl Feininger aus Berchtesgaden. „Das könnte meine Resi direkt neidisch machen."

Paul Zwerch aus Berlin stellte mit wissenschaftlichem Ernst Beobachtungen über das Wesen eines Zwitters an.

„Halt's Maul!" schrie Theodor Baum. Er wickelte einen Schal um seinen Kopf, aber die rapide Vergrößerung des Kinns ließ sich nicht eindämmen.

In der siebten Woche schlug die Stube B/14 aus diesem Phänomen reiches Kapital. Man hatte dafür gesorgt, daß die Verwandlung des Gefreiten Baum im ganzen Lazarett bekannt wurde. Von Block A und C kamen die Gehfähigen herüber und durften gegen einen Eintritt von zwei Zigaretten pro Mann einen Blick auf „Titten-Theo" werfen.

Waren genug Zuschauer in der Stube, löste Theodor Baum seinen Schal und ließ sein Kinn frei in der Luft baumeln. Für fünf Zigaretten durfte man es anfassen und sich an zu Hause erinnern.

„Mensch, det is ne Wolke!" rief einer, der auch durfte.

Die Stube B/14 schwamm in Zigaretten.

Da wurde Theo erneut von Dr. Lisa Mainetti in den OP befohlen.

„Nun werden wir das radikal angehen, lieber Baum!" sagte sie. „Ich nehme an, Sie haben für ein halbes Jahr zu rauchen."

Bei dieser Operation wurden die wuchernden Fettzellen des Brustlappens gestutzt. Das Kinn wurde aufgeschnitten, das ödematöse Fettgewebe zum Teil mit der überschüssigen Epidermis entfernt. Dann wurde das Kinn wieder geformt und vernäht. Wie ein normaler Mensch kam Theodor Baum zurück in die Stube B/14.

„Ich hab immer so schön g'träumt, wenn ich den Theo kurz vorm Einschlafen sah", sagte der Unteroffizier Feininger. „Nix gönnt ma einem im Lazarett ..."

Aber der Brustlappen Theos trotzte dem chirurgischen Messer. Das Fettgewebe schwoll erneut an, und in der vierten Woche hatte Theo Baum wieder sein hängendes, brustähnliches Kinn, ein wenig kleiner und straffer, aber deshalb um so attraktiver.

Der Berliner Paul Zwerch befühlte es und nickte zufrieden.

„Jugendfrisch und kräftig!" stellte er fest. „Wir müssen den Eintritt erhöhen, Kameraden!"

Diesmal kam ihnen Lisa Mainetti zuvor. Sie holte sich Theo wieder und operierte ein drittesmal, so radikal, daß Professor Rusch kopfschüttelnd daneben stand und bemerkte: „Jetzt hat er überhaupt kein Kinn mehr!"

Aber es gelang. Der eingewachsene Brustlappen verhielt sich fortan neutral. Das Kinn Theodor Baums wurde schön und rund. Als er zur ambulanten Behandlung nach Hause entlassen wurde, kam sich die Stube B/14 verwaist vor.

„Immer reißt es uns de Besten von da Seite", sagte Paul Zwerch melancholisch. „Wer wird uns unseren Theo ersetzen ...? Jetzt fehlt uns eener, dem se ne Hinterbacke als Wange verpflanzt haben. Kinder, det wär' n' Geschäft. Einmal tätscheln — fünf lange Kippen!"

Erich Schwabe kam auf die Stube.

*

Sechs Wochen hatte Schwabe auf den Augenblick gewartet, in dem er außer den Schwestern, Ärzten und Sanitätern anderen Menschen begegnen würde. An ihren Mienen würde er erkennen, wie er aussah, und sie würden ihm auch sagen, wenn er sie darum anbettelte: Das fehlt in deinem Gesicht, und da siehst du noch verbogen aus. Und er konnte sie fragen: Sagt, Kameraden — würdet ihr an meiner Stelle jetzt schon meine Frau kommen lassen?

Nun war es endlich so weit. Nach fünf Operationen, in denen Professor Rusch und Dr. Lisa Mainetti ihm Weichteillappen in das Gesicht transplantiert hatten und Oberarzt Dr. Urban die Bemerkung fallen ließ: „Rassisch gesehen ist Ihre Physiognomie eine Novität in Günthers Rassenalbum ...", was Schwabe nicht verstand, wurde er von der neuen Stationsschwester Dora Graff, einer blonden, 23jährigen Rot-Kreuz-Schwester, aus seinem Einzelzimmer abgeholt und durch einen langen Flur in die Stube B/14 geführt.

Wie bei den anderen Gesichtsverletzten, die er schon vom Fenster aus hatte im Garten arbeiten sehen und deren Anblick ihn beruhigt hatte, war auch sein Gesicht jetzt nur mit Leukoplaststreifen überklebt. Nur über dem linken Ohr hatte man noch Binden gewickelt, weil die Stelle, wo die Ohrmuschel abgerissen war, näßte.

Erich Schwabe stand in der Tür der Stube B/14 und sah zu seinen neuen Kameraden hinüber. Sie saßen an einem langen Tisch am Milchglasfenster, spielten Schach oder lasen und hoben nun die Köpfe, als die Tür aufging.

Wie sehen sie mich an, forschte Schwabe in den narbigen, beklebten Gesichtern. Sind sie entsetzt? Haben sie Mitleid? Empfinden sie Ekel? Dort, der Junge, dem von der Schläfe bis zum Kinn eine runde Fleischwurst über das ganze Gesicht hängt, sieht er schrecklicher aus als ich? So viel weiß ich schon ... ein Rollappen ist das. Wenn er angewachsen ist, wird er nachoperiert und geformt. Und dort, der Mann, der gerade die Skatkarten mischt ... statt einer Nase klebt ihm ein dicker Fleischkloß im Gesicht. Rundstiellappen, nennen sie das. Aus dem Halsbereich wird er genommen und dann weiter auf die Nase verpflanzt. Dr. Lisa Mainetti hatte ihm das alles erklärt, aber er hatte nur die Hälfte begriffen.

„Wie Sie's machen, Frau Doktor, ist



Die erste Station

auf dem Weg zur Wiederherstellung: Nach dem schnellen Transport aus dem Frontbereich erfolgen Röntgenaufnahmen und provisorische Versorgung des zerstörten Gesichts. Danach beginnen dann die Operationen im Spezial-Lazarett

Das geschenkte Gesicht

gleich ... nur wieder vernünftig aussehen will ich ..."

„Komm rein!" sagte der Junge mit dem großen Rollappen. „Ich heiße Walter Hertz."

Unteroffizier Feininger musterte den Neuen und grinste Schwester Dora breit an. Seine rechte Stirnseite war eingedrückt und zertrümmert gewesen. Durch Knochenüberpflanzungen und Weichteildeckungen hatte man ihn so weit wiederhergestellt, daß er als einziger der Stube B/14 samstags nach Bernegg ins Kino gehen konnte, mit einem Kopfverband wie ein Turban. „Pascha Wastl" wurde daraufhin sein offizieller Name im Lazarett, zumal Feininger überall erzählte, die Mädchen seien verrückt auf ihn. „Wenn ich denen sage, daß ich türkische Liebe studiert hab, fall'ns reihenweise um ..." berichtete er. Seinen Verband hatte er allerdings nie vor den Mädchen abgenommen ... „von wegen der Ästhetik, ihr Hammel!"

„Kriegt der auch 'n neues Kinn?" fragte Feininger. „Sag's der Frau Doktor ... nur aus der Brust ..."

Erich Schwabe versuchte zu lächeln. Es ging nicht, denn er hatte einen Mundspanner im Gaumen, um ein Zusammenziehen der Weichteillappen, die man überpflanzt hatte, zu verhindern. Nach wie vor wurde er durch Sonden ernährt, aber es ging schon wesentlich besser, nachdem die inneren Wunden in der Mundhöhle verheilt waren. Sogar durchgedrehtes Fleisch, mit Bouillon verdünnt, konnte er essen. Und sich leidlich artikuliert verständlich machen.

Sie sind nicht entsetzt, dachte er zufrieden. Ich sehe also nicht so schrecklich aus. Er wußte nicht, daß Dr. Lisa Mainetti kurz vorher in der Stube B/14 gewesen war und gesagt hatte: „Gleich kommt ein neuer Patient. Reißt euch zusammen und zeigt ihm nicht, wie er aussieht. Tut so, als sei alles normal. Wer euch früher gesehen hat, hätte auch weglaufen können! Also, versaut mir den Mann nicht!"

„Wie'n Feldwebel aus Ostpreußen!" hatte der Berliner gesagt, als die Ärztin fort war. „Und aussehen tut se, als käme se von der UFA! 'n Mordsweib, det steht fest!"

Ein anderer Stubengenosse mit einer rechten Gesichtshälfte, die wie ein zusammengeschrumpfter Bratapfel aussah — in einem brennenden Panzer hatte er mit der rechten Seite in glühendem Öl gelegen — nahm Schwabe die wenigen Dinge ab, die er in einem Wehrmachtssack bei sich trug. Er ging zu einem Bett in der Ecke und legte den Sack darauf.

„Wir freuen uns, daß du da bist. Ich heiße Fritz Adam und bin der Stubenälteste."

„Erich Schwabe ..." sagte Schwabe leise und folgte Adam zu seinem Bett. Dort setzte er sich und packte seine Sachen aus ... ein zerknittertes Bild von Ursula, das er gegen einen Steingutbecher stellte, einen Schreibblock, zwei Bleistifte und einen Kalender. Adam half ihm beim Einräumen des Spinds.

„Na denn", sagte der Berliner, als sich der erste, gut beherrschte Schock über den Anblick Erich Schwabes gelegt hatte. „Weiter geht's! Ick hab 'ne tolle Flöte in der Hand. Damit reiß ick euch de Knöpfe von der Unterhose ..."

Wie schön ist es hier, dachte Schwabe. Skat kann man spielen. Schach, Mensch ärgere dich nicht. Witze werden sie machen und vom Thema 1 erzählen.

Er hatte kaum eingeräumt, als die Tür aufgerissen wurde. Der Stubenälteste schrie: „Achtung!" Vom Tisch spritzten die Männer hoch und legten die Hände an.

„Heil Hitler!" sagte eine helle, kalte Stimme von der Tür her.

„Heil Hitler!" brüllten die fünf zurück.

Dr. Fred Urban starrte auf Erich Schwabe, der sich auf sein Bett gesetzt hatte und das Bild Ursulas ansah. Er schien nicht wahrgenommen zu haben, daß jemand in die Stube gekommen war. Erst als Walter Hertz, der ihm am nächsten stand, zischte: „Mensch, erheb dich!" sah er auf und in die kalten Augen des Oberarztes.

„Was ist denn das?" brüllte Dr. Urban. „Ihnen fehlt ja allerlei in der Fresse, aber Ohren haben Sie noch! Und aus den Kniekehlen haben wir Ihnen auch keine Knorpel verpflanzt! Was ist also?"

Erich Schwabe erhob sich. Seine Augen waren dunkel. Er legte die Hände an die Seite und starrte Dr. Urban aus seinem zerstörten Gesicht an.

„Heil Hitler!" schrie der Oberarzt. „Los ... üben Sie ... das ist die beste Gymnastik für neue Lippenteile! Bei Heil brauchen Sie nur die Zunge, und das Hitler kommt ganz von selbst! Wozu der Name unseres Führers alles gut ist, was? Los, Mensch, rufen Sie! Vom Stielaugenmachen hat noch keiner eine schöne Visage bekommen!"

Erich Schwabes Blick irrte zu den stramm stehenden Stubengenossen. Er sah, wie Feininger ihm zublinzelte und der Berliner ihm ein Zeichen mit dem Finger gab.

„Heil Hitler!" schrie er da, so grell aus seiner mit einer Klammer offengehaltenen Mundhöhle, daß sich die Stahlbügel der Klammer in das neue Fleisch bohrten und Dr. Urban einen Schritt zurücktrat. Eine Spur von Blässe zog über sein nordisches Gesicht.

„Aufhören", schrie er außer sich, als er bei Schwabe das Blut aus der Mundhöhle rinnen sah. „Ein Saustall ist das hier! Ein Geist herrscht hier, der schon Wehrkraftzersetzung ist! Aber ich weiß schon, woher ihr den Mut bekommt. Lange dauert's nicht mehr, darauf könnt ihr euch verlassen! Ihr seid Nationalsozialisten auch ohne Fresse ..."

„Und dabei war det bisher imma die Hauptsache ..." sagte der Berliner. Die anderen standen wie Pfähle, nur ihre Augen lachten.

Dr. Urban ging auf den Berliner zu. „Bei der nächsten Entlassung, mein Freund ..." sagte er. „Um einen Panzer zu fahren, braucht man keine Nase!" Dann wandte er sich ab, donnernd krachte die Tür hinter ihm zu.

Die Männer setzten sich.

„Det kann lustig werden", sagte der Berliner und mischte die Skatkarten. „Wat haste dem jetan, Erich, det der so wütend is?"

Erich Schwabe sank auf das Bett und starrte auf Ursula. Vor drei Tagen hatte sie geschrieben. „Nun sind über acht Wochen herum, wo du in der Heimat bist. Ich habe solche Sehnsucht nach dir ... warum kann ich denn nicht zu dir kommen? Andere Frauen besuchen ihre Männer in den Lazaretten. Nebenan, die Frau Schmidke, war viermal schon in Burgsteinfurt bei ihrem Mann. Warum kann denn ich nicht kommen? Du ... laß mich doch kommen ..., bitte, Erich ..."

„Seid ihr verheiratet?" fragte Schwabe. Die sechs gaben sich alle Mühe, ihn zu verstehen. Fritz Adam war der einzige, der ihn voll verstand. Er wiederholte für die anderen immer die Fragen und Antworten.

„Ob wir verheiratet sind? Nein! Doch ... der Wastl-Pascha ..."

„Und wie!" Feininger lachte.

„Soll ich meine Frau kommen lassen?"

Die Frage, die große, schicksalsschwere Frage. Schwabe musterte seine Kameraden. Der Berliner mischte die Karten, zwei spielten Schach, Feininger hatte plötzlich etwas an seinen Hosenträgern auszusetzen und fluchte, Walter Hertz zählte die Skatkasse. Nur Fritz Adam, der Stubenälteste, ging auf Schwabe zu und setzte sich neben ihn.

„Ich würde noch 'was warten, Erich. Noch ein paar Wochen. Nicht, daß du furchterregend aussiehst, aber du kennst doch die Frauen. Jede Schramme nehmen sie schlimm! Und wenn einer im Gesicht 'was hat, ist's besonders schlimm. Die Weiber gucken doch so auf Schönheit! In ein paar Wochen ist's auch bei dir anders, und deine — wie heißt sie denn?"

„Ursula", sagte Schwabe dumpf.

„— deine Ursula wird nie wissen, wie du vorher ausgesehen hast, wie jetzt zum Beispiel. Braucht sie ja auch gar nicht zu wissen, was? Ist reine Männersache!"

Erich Schwabe nickte.

„Laß deine Mutter kommen." Fritz Adam legte den Arm um Schwabes Schulter. „Wir alle haben das so gemacht. Mütter sind da anders, Erich, weißt du. Die sehen nur, daß du noch lebst, ob ganz oder halb, das ist egal. Ihr Kind lebt, sie können es anfassen, streicheln, liebkosen, sprechen, sehen, hören ... da gibt es nichts anderes auf der Welt, was schöner wäre. Daß wir etwas anders aussehen ... mein Gott, das ist ein Jammer, gewiß ... aber wir leben ... ihr Kind lebt. Mehr wollen die Mütter nicht vom Krieg."

„Glaubst du?" fragte Schwabe leise.

„Bestimmt. Wir haben es doch alle erlebt. Sogar der Feininger hat seine Mutter kommen lassen und nicht seine Resi. Und was hat die alte Feiningerin gesagt: Der halbe Kopf ist weg? Ist nicht schad drum ... war doch nie viel drin!"

Erich Schwabe lächelte. Man sah es nur an den blanken Augen und dem Flattern der Lider.

„Ich danke dir, Adam", sagte er. „Bist ein prima Kerl ..."

Am Abend schrieb er an seine Mutter. Sie solle kommen, aber ohne Ursula. Zuerst allein. „Ich bin am Gesicht verletzt", schrieb er. „Nicht schlimm, Muttchen, aber erst sollst du es sehen und mir sagen, ob ich so Ursel empfangen kann. Ich möchte sie nicht erschrecken ..."

Bei der Visite sah Dr. Lisa Mainetti erstaunt in den Mund Schwabes. Neben der Klammer war ein Riß in dem Transplantat, aus dem frisches Blut gesickert war und sich an den Gaumenwänden verkrustet hatte.

„Was ist hier passiert?" rief sie und sah die anderen, die an ihren Betten standen, streng an. „Was ist mit Schwabe geschehen!"

„Die Folge eines Besuches von Herrn Oberarzt Dr. Urban, Frau Doktor." Fritz Adam meldete es mit dienstlich knapper Sprache.

„Danke!" Lisa Mainetti lächelte Schwabe zu. Es war ein mühsames, verkrampftes Lächeln.

Zwanzig Minuten später rannte Professor Rusch über den Gang zum Zimmer Dr. Mainettis. Durch die dicke Tür hörte er ihre Stimme. Sie schrie, daß man jedes Wort auf dem Flur verstand.

„Tragen Sie die Verantwortung für meine Patienten? Sie, der Sie nicht einmal einen Blinddarm herausnehmen können! Wenn Sie sich noch einmal um meine Station kümmern, werde ich den Herrn Generalarzt darüber aufklären, welch ein Stümper Sie sind und daß sich Ihre ärztliche Tätigkeit darin erschöpft, den jungen Schwestern in die Blusenausschnitte zu greifen!"

Bevor der Professor die Tür aufreißen konnte, wurde sie von innen aufgestoßen. Dr. Urban rannte mit verzerrtem Gesicht aus dem Zimmer.

Dr. Lisa Mainetti stand bebend und hochrot neben dem kargen Feldbett, das außer Schrank, Tisch, zwei Stühlen, einem rohen Bücherregal und einem Schaukelstuhl — welch ein Luxus! — zur primitiven Einrichtung des Arztzimmers gehörte.

„Bist du verrückt geworden?" fragte Professor Rusch laut, während er eintrat.

„Er hat dich und mich Saboteure des Endsieges genannt. Da konnte ich einfach nicht mehr! So ein Schwein, so ein erbärmliches Schwein ..."

„Und wenn er uns tatsächlich hinhängt? Was haben wir davon? Lisa, denk an unsere Verwundeten. Sie brauchen uns als Ärzte, nicht als Gegner einer zusammenbrechenden Ideologie!"

„Er wird uns nicht melden", sagte Lisa Mainetti schwach.

„Bist du dessen so sicher?"

„Ganz sicher ..."

„Wieso denn?"

„Er ist Morphinist ..." sagte Lisa. „Er stiehlt es im OP. Ich habe ihn dabei überrascht ..."

*

Frau Hedwig Schwabe wohnte im Keller des Hauses Horst-Wessel-Straße 4. Es war einmal ein schönes, stattliches Haus gewesen, mit einer verzierten Sandsteinfassade, hohen Fenstern und einem ausgebauten Schieferdach. Der Glasermeister Schwabe hatte es 1928 gebaut, zwei Stockwerke vermietet und selbst die untere Etage bewohnt. Ein gut bürgerliches, gepflegtes, solides Haus mit guten Kellern, die man damals baute, ohne zu ahnen, daß sie einmal das Leben retten konnten.

Im Sommer 1944 gab es dann von diesem Haus Horst-Wessel-Straße 4 nur noch eine halbe Fassade, hinter der ein riesiger Trümmerberg lag, der zwei Wochen lang noch brannte und schwelte. Die massiven Keller hatten standgehalten, und hier wohnte nun die Witwe Hedwig Schwabe in zwei wohnlich hergerichteten Räumen, bahnte sich jeden Morgen durch die Trümmer ihren Weg zu den Ausgabestellen für Brot, Milch und Margarine und besuchte ihre Schwiegertochter Ursula, die zwei Häuserblocks weiter ebenfalls in einem Kellerraum hauste und die wenigen Habseligkeiten Erich Schwabes bewachte, die man hatte retten können. Eine Briefmarkensammlung war darunter, ein Erbstück vom alten Glasermeister. Niemand wußte, was die bunten Papierchen wert waren. „Wenn's kracht, mußt du die Sammlung als erstes retten!" hatte Erich Schwabe gesagt, bevor er wieder nach Rußland fuhr. „Kann sein, daß wir sie noch einmal brauchen."

An diesem Vormittag war Frau Hedwig Schwabe in einen großen Zwiespalt geraten. Erich hatte geschrieben! Endlich wußte man genau, wie er verwundet war. Im Gesicht, schrieb er. Nur ein paar Schrammen. Frau Schwabe las diese Zeilen immer wieder durch, und sie war glücklich und fast atemlos vor Freude, daß es nur ein paar Schrammen waren. Die verheilen schnell, dachte sie, als sie den Brief wieder in den Umschlag steckte. Wie oft ist der Erich als Junge hingefallen, einmal — er war, sie dachte angestrengt nach, ja, er war neun Jahre alt — war er mit dem Roller gestürzt und hatte sich die Stirn und die Nase aufgeschabt. Schlimm sah es erst aus. Aber nach ein paar Wochen waren nur ein paar helle Hautflecken übriggeblieben, und auch diese verschwanden völlig mit den Monaten.

„Die Hauptsache, Erich lebt!" sagte Frau Schwabe zu ihrer Nachbarin im Nebenkeller. Man besuchte sich tagsüber durch die Kellerdurchbrüche und trank zusammen eine Tasse Muckefuck, wie der Ersatzkaffee genannt wurde, und aß dazu ein glitschiges Gebäck, das aus Griesmehl, Ersatzmarmelade und Butterschmalz bestand. Immerhin war es ein Kaffeekränzchen, und Frau Schwabe las den Brief vor und freute sich, wie sich nur eine Mutter freuen kann, daß ihr Sohn lebend aus dem Krieg zurückgekommen ist.

Nur eines bereitete Hedwig Schwabe Sorge: Warum sollte sie Ursula nichts sagen? Warum sollte sie allein nach Schloß Bernegg kommen? War etwas zwischen Erich und Ursula, was sie nicht wußte? Gewiß, Ursel war hübsch, und die Männer drehten sich nach ihr um, aber sie war dem Erich treu geblieben, in all den einsamen Jahren. Frau Schwabe mußte es anerkennen, denn wer achtet mehr auf die Moral als die Mutter eines

Fortsetzung übernächste Seite

Der neue Spray speziell für moderne Frisuren

Die Haarmode hat sich gewandelt! Die Zeit der Haar-„Türme" ist vorbei. Die Frisuren von heute zeigen wieder Phantasie, Temperament und schöpferische Eigenwilligkeit. Die individuelle, modisch-betonte Linie hat die Herzen der Frauen gewonnen. Darum ist der Wunsch nach einem neuartigen Spray verständlich, der nicht nur festigt, sondern vor allem das Haar elastisch macht und ihm Leben und Fülle gibt. Gerade das ist für die moderne Frisur so wichtig!

Hier ist der Beweis für die erstaunliche Wirkung des neuen Haar-Sprays Pepita:*



Eine normale Haarsträhne, unbehandelt, leichtgewellt. Jede Frau hat den Wunsch, daß solches Haar natürlich, duftig und lebendig bleibt und doch den ganzen Tag gefestigt ist.



Eine gleiche Haarsträhne nach dem Besprühen mit Spray der Entwicklungscharge Ca-Ha 58/59. Das Haar wurde schwer, hart und fast glatt. Es gab Rückstände, die dem Haar den ursprünglichen Glanz nahmen.



Eine gleiche Haarsträhne nach dem Besprühen mit Spray der Entwicklungscharge Ca-Ha 60/61. Das Haar wird zwar gefestigt, aber es klebt noch. Dieser Spray würde für die moderne Frisur nicht genügen.

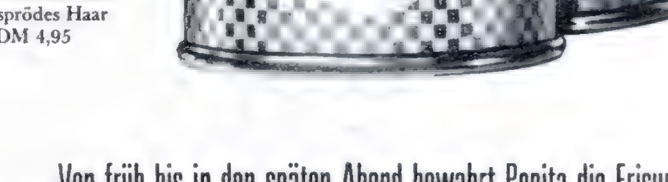


Eine gleiche Haarsträhne nach dem Besprühen mit Pepita (Entwicklungscharge Ca-Ha 62). Die Welle wird ausdrucksvoller. Das Haar bleibt elastisch. Die mit Pepita gefestigte Frisur behält ihre natürlich-duftige Frische.

Pepita Spray
HAARSPRAY
FÜR NORMALES UND FETTENDES HAAR

Pepita türkis für normales und fettendes Haar DM 4,95

Pepita violett mit Lanolin für trockenes und sprödes Haar DM 4,95



Von früh bis in den späten Abend bewahrt Pepita die Frisur



Mit Pepita gepflegtes Haar bleibt bezaubernd duftig und wunderbar locker. Pepita schützt die Frisur gegen Wind und leichten Regen. – Pepita ist sehr sparsam – ein kurzer Sprühhauch genügt, und die Frisur ist für den ganzen Tag tadellos gefestigt.

Pepita macht das Haar elastisch und festigt die Frisur

* Die Sprüh-Versuche und die Aufnahmen wurden unter Aufsicht eines Notars durchgeführt und testiert.

Pepita-Spray ist ein Produkt der Dr. Carl Hahn Kosmetik — Düsseldorf

22-G-24

Das geschenkte Gesicht

verheirateten Sohnes bei der Schwiegertochter?

Es war ein großer Konflikt in Frau Schwabe, als sie gegen Mittag zu Ursula ging, um nach ihr zu sehen.

Ursula Schwabe saß in ihrem Kellerraum und schälte Kartoffeln. Es hatte eine Sonderzuteilung gegeben, schrumpelige, fleckige Kartoffeln, aber sie schmeckten noch immer besser als die getrockneten Kartoffelscheiben, die man im Wasser aufquellen lassen mußte und die in der Suppe rochen wie gekochter Moder. Sie war ein nettes Mädchen mit langen blonden Haaren, einer Stupsnase, wasserblauen Augen, einem vollen Mund und der glatten, einer mit blondem Flaum überzogenen rosigen Haut ihrer 24 Jahre. Als sie Erich Schwabe heiratete, war er ihr erster Mann. Das war etwas, was Erich unbändig stolz machte und was er bei seinen Kameraden auch erzählte. „Auf die Ursel kann ich mich verlassen!" sagte er immer. „Die sieht keinen anderen Mann! Ich war der erste und bin der letzte!" Davon hielten ihn auch die Flachsereien seiner Kameraden nicht ab, die Ursula eine „verklemmte Natur" nannten. Schwabe lächelte nur und schnitt allen die Luft ab: „Ich weiß, was ich habe! Ihr könnt mich alle kreuzweise ..."

„Guten Tag, Mutter!" sagte Ursula und rückte auf dem Luftschutzbett etwas zur Seite. „Hast du auch Kartoffeln bekommen?"

„Nein. Wo gab's die denn?" Hedwig Schwabe setzte sich neben ihre Schwiegertochter.

„Ich koche eine Kartoffelsuppe. Ein paar Möhren hab ich noch und eine Tüte getrockneten Weißkohl. Willst du hierbleiben, Mutter?" Ursula lachte und warf mit einer schnellen Kopfbewegung ein paar blonde Haare aus der Stirn. „Ich komme mir's wieder holen, wenn du eine Sonderzuteilung hast."

Soll ich's ihr sagen? dachte Frau Schwabe. Sie ist ein so nettes Mädel, und es ist unverständlich von dem Jungen, daß er sie so behandelt! Man müßte es ihm einmal ganz deutlich sagen: Man muß die Ursel bewundern, daß sie nicht so ist wie viele andere junge Frauen, die ihren Mann monatelang nicht gesehen haben ... und ...

„Ist etwas, Mutter?"

Frau Schwabe schreckte aus ihren Gedanken hoch. Sie sah den Blick Ursulas forschend auf sich ruhen.

„Hat Erich geschrieben?" fragte sie mit dem untrüglichen Gefühl einer wartenden Frau.

Frau Schwabe ordnete einige Strähnen des weißen Haares, obwohl es wie immer glatt um den Kopf lag. Soll ich es sagen, dachte sie unschlüssig. Sie ist Erichs Frau, und warum soll sie nicht wissen, daß er am Gesicht verletzt ist? Er lebt, und das ist doch die Hauptsache. Der Junge macht sich bestimmt zuviel Sorgen um Ursula.

„Ja ..." sagte Frau Schwabe tapfer. „Erich hat geschrieben ..."

„Nur an dich?" Ursula legte die Schüssel mit den Kartoffeln und das Küchenmesser weg. Ihre kleinen, wasserhellen Augen waren nun wirklich wie in Wasser getaucht.

„... was schreibt er denn ..."

„Ein dummer Junge ist er!" sagte Frau Schwabe laut. „Wenn er nicht 26 Jahre wäre, würde ich hinfahren und ihn übers Knie legen! So ein Blödsinn, wegen ein paar Kratzern im Gesicht ..." Sie holte den Brief aus der Handtasche. „Hier, lies ihn, Ursel ... Es ist alles Dummheit, was er schreibt!"

Langsam las Ursula die wenigen Zeilen Erichs. Als sie an die Sätze kam, daß Muttchen ihn allein besuchen solle, tropften ihr die Tränen auf das Papier. Frau Schwabe nickte mehrmals und räusperte sich, nahm dann die Schüssel und schälte die Kartoffeln zu Ende.

„Du ... du fährst natürlich hin, Mutter, nicht wahr?" fragte Ursula. Ihre Stimme klang kläglich, wie wenn ein bestraftes Kind versichert, es wolle wieder brav sein.

„Natürlich fahre ich hin! Nächste Woche noch! Und du kommst mit!"

„Aber er will es doch nicht ..."

„Ein dummer Junge ist er!" Frau Schwabe stellte die Kartoffelschüssel hart auf die Bettkante. Es war die Bekräftigung eines endgültigen Entschlusses. „Du bist einfach da! Vielleicht denkt er, daß du ihn nicht mehr magst, weil er ein paar Schrammen im Gesicht hat." Plötzlich lachte sie und legte die Hände in den Schoß, als sei eine schwere Arbeit endlich getan. „Er lebt, Ursel, unser Erich lebt ... und wenn auch wir leben bleiben, sind wir alle wieder zusammen. Was wollen wir denn mehr vom Herrgott, was?"

Ursula nickte stumm. Sie las wieder den Brief und blickte dann in die Ecke des Kellers. Auf einem Nachttischchen stand in einem hellen Holzrahmen ein Bild. Ein junger Feldwebel in Ausgehuniform. Er lachte, sein Jungengesicht war eine einzige Freude. Es war ein ebenmäßiges, glattes, ansprechendes Gesicht, fast frech in seiner Offenheit.

„Ich fahre mit", sagte sie und faltete den Brief zusammen. „Mir ist ganz gleich, wie er jetzt aussieht ..."

Nach dem Mittagessen schickte Frau Schwabe ein Telegramm nach Schloß Bernegg. Der Postbeamte in dem zurechtgeflickten Schalterraum zählte die Worte auf dem Formular, indem er jedes Wort mit dem Bleistift unterstrich.

„Komme Dienstag. Gruß und Kuß, Mutter ..." las er.

★

„Meine Mutter kommt!" sagte Erich Schwabe. Er saß auf seinem Bett und hielt das Telegramm in den Händen.

Am Tisch spielten sie wieder Skat. Mit Ausnahme des Berliners.

Der Berliner hatte durch den Truppenbetreuungsoffizier einen Zeichenblock und ein Paket Farbstifte erhalten. Nun zeichnete er verlockende Frauen und verkaufte sie im Block C an die „normal Verwundeten", die täglich von den Frontlazaretten nach Bernegg verlegt wurden und fast immer noch eiserne Rationen oder andere Freßdosen bei sich hatten.

„Ick wollte nie Dekorateur werden, nur meen Oller wollte det! Hat'n richtigen Riecher jehabt ... jetzt merkt man's!" sagte der Berliner. Er hatte für einige Wochen Vorbestellung auf seine Bilder, viele mit Sonderwünschen, die zusätzlich Zigaretten einbrachten.

Fritz Adam bastelte an einem Schiffsmodell. In wenigen Wochen war Weihnachten. Das Schiff sollte ein Geschenk für eines der vielen Waisenkinder werden, die den Vater in Rußland und die Mutter im Flammenmeer der Städte verloren hatten.

„Was habe ick dir gesagt?" Der Berliner nickte Schwabe zu. „Und du sollst sehen ... et is alles halb so schlimm."

„Ich habe Angst", sagte Schwabe leise.

„Wovor Angst?"

„Daß mich Mutter nicht erkennt ..."

„Quatsch! Sie wird ins Besuchszimmer geführt, und man sagt ihr: Gleich kommt Ihr Sohn. Daß man keinen Falschen bringt, ist doch klar." Er merkte, daß er zuviel gesagt hatte, und verbesserte sich schnell und verlegen grinsend: „Im übrigen — wieso, du Flasche? Nicht erkennt! Du tust ja so, als ob du nur noch den Hinterkopf behalten hättest! So schlimm ist's nun auch wieder nicht ..."

Im Chefzimmer hatte Professor Rusch eine Aussprache mit Dr. Lisa Mainetti. Sie hatten das Telegramm gelesen, und es hatte sich eingebürgert, jeden Besuch im „Haus der verlorenen Gesichter" gründlich durchzusprechen, bevor die Angehörigen vorgelassen wurden.

„Die Mutter kommt." Professor Rusch faltete die Hände. „Und wenn die Frau mitkommt?"

Lisa Mainetti zündete sich eine Zigarette an. Sie hatte den Arztkittel ausgezogen und die schwarzen Locken lose über den Schultern liegen. In ihrem engen, einfarbig blauen Kleid sah sie zerbrechlich und aufregend weiblich aus. Ich liebe sie, dachte Rusch. Es ist eine wahnsinnige, nur im Kriege mögliche Liebe, ein Zusammensein auf Zeit mit dem Wissen, daß alles einmal vorbei sein wird, unwiderruflich vorbei ...

„Und wenn die junge Frau mitkommt, so werde ich sie nicht vorlassen, wenn es Schwabe nicht will." Lisa Mainetti streifte die Asche von ihrer Zigarette. „Ich glaube nicht, daß die kleine Frau stark genug sein wird, diesen Anblick zu ertragen. Und wir werden eine Hilfe in der Mutter haben, wenn sie ihren Sohn zunächst allein gesehen hat ..."

„Was weiß Schwabe inzwischen selbst von seinem Zustand?" fragte Rusch.

„Wenig. Er weiß, daß wir einige Plastiken machen müssen, und er sieht es ja bei seinen Stubengenossen, aber es ist immer vermieden worden, daß er einen Spiegel in die Finger bekommt oder sonstwie die Möglichkeit hat, sich zu spiegeln. Er glaubt so sehr an ein paar Narben, die zurückbleiben ..."

„Mein Gott! Das war ein Fehler, Lisa!" Der Professor starrte die Ärztin entgeistert an. „Wie willst du ihm jemals beibringen, daß er ... Er wird doch nie wieder wie ein Mensch aussehen!"

„Willst du ihm das sagen, Walter?"

„Ich? Nein! Aber ich dachte, daß du ... wie immer ..."

„Ich kann nur hoffen, daß es uns vielleicht hilft, wenn die Mutter da war und er gesehen hat, daß die Menschen sich nicht abwenden von ihm. Wenn er sieht, daß er trotz seines verlorenen Gesichtes ein Mensch geblieben ist. Dann kann man ihn in einer guten Stunde beiseite nehmen und sagen: Mein lieber Schwabe, nun wollen wir einmal ganz ehrlich miteinander reden. Es wird lange dauern ..."

„Lange dauern!" Professor Rusch stand auf und ging mit gesenktem Kopf hin und her. „Sein ganzes weiteres Leben wird es dauern ..."

„Ich werde es ihm sagen ... später ..." Dr. Lisa Mainetti sah auf ihre Armbanduhr. „Gleich wird er erst einmal von Schwester Dora im Park spazieren geführt. Und morgen werde ich den eingeheilten Rollappen an der linken Wange formen, damit er nächste Woche nicht ganz so wild aussieht ..."

„Und wann willst du den linken Nasenflügel formen?"

„Frühestens in drei Wochen. Ich brauche ja einen Hautlappen aus der linken Wange. Ich bin froh, wenn ich bis dahin genug Wangenfleisch habe ..."

Professor Rusch war ans Fenster getreten und blickte hinaus in den Schloßpark. Über die geharkten Wege zwischen den kahlen Bäumen gingen eine Schwester und ein Mann in einem zerschlissenen Uniformmantel langsam spazieren.

„Sind sie das?" fragte Rusch. Lisa Mainetti kam an das Fenster.

„Ja. Schwester Dora und Erich Schwabe."

„Er ist doch ein kräftiger Kerl."

„Ich habe schon Riesen umfallen sehen."

Sie sahen aus dem Fenster und beobachteten die beiden einsamen Spaziergänger. Plötzlich umklammerte der Professor das Fensterbrett.

„Was macht der denn da?" schrie er. „Ist der total verrückt geworden! Lisa,

sieh dir das an!" Er riß das Fenster auf und brüllte hinunter in den Park. „Bleiben Sie stehen, Sie Idiot! Stehenbleiben! Halten Sie ihn doch fest, Schwester..."

„Zu spät!" Lisa Mainetti lehnte den Kopf an den Fensterrahmen. Ihr schmales Gesicht war bleich. „Jetzt weiß er es..."

★

Unter den hohen Bäumen gingen sie spazieren und blieben ab und zu stehen, um die Vögel zu füttern. Dora Graff, die junge Stationsschwester, hatte altes Brot zerbröckelt und Erich Schwabe in einer Tüte gegeben, ehe sie hinausgingen in den Park.

Schweigend hatten sie kurz auf einer Bank gesessen, bis Schwabe sah, wie Dora Graff die Schultern einzog und zitterte. Da waren sie weitergewandert, und Schwabe hatte, so gut es ging, die kalte Dezemberluft in sich aufgesogen. Noch hatte es nicht geschneit, nicht einmal starker Frost war in den Nächten über das Land gefallen. In Rußland, dachte Schwabe, während er die Buchfinken fütterte, weht jetzt der Schneesturm über die Steppe. Dreimal habe ich es mitgemacht. Vierzig Grad Kälte, daß die Hände an den Gewehrläufen kleben bleiben. Wie haben wir über diese Winter geflucht... und später fehlten sie uns, haben wir sie herbeigesehnt, wenn wir im Schlamm steckenblieben oder in der glühenden Sonne brieten wie geplatzte Blutwürste.

Sie waren etwa eine halbe Stunde draußen, als Erich Schwabe zwischen den Bäumen etwas schimmern und blinken sah. Ein Teich, durchfuhr es ihn. Ein richtiger, kleiner Schloßteich.

Er blieb stehen, streute wieder Brotkrumen und schielte zu dem Wasserspiegel hinüber.

Wasserspiegel, dachte er. Spiegel... Spiegel... Natürlich, Spiegel. Eine ruhige Wasserfläche spiegelt...

Der Drang in ihm wurde übermächtig. Sieben Wochen haben sie mir keinen Spiegel gegeben... sieben Wochen lang hat mir keiner gesagt, wie mein Gesicht aussieht. Nur gefühlt habe ich einiges. Pflaster, Verbände, große Narben, Fleischrollen, Hautlappen, Grüfte in meinem Gesicht und Höhlen und Hügel.

Und nun ist ein Spiegel da... ein silberner, riesengroßer Spiegel... ein blanker Teller, auf dem ihm die Wahrheit serviert werden wird.

Er schielte wieder zu Schwester Dora. Sie stand etwas abgewandt und sah zurück zum Schloß. Da warf er die Tüte mit den letzten Brotkrumen hin und rannte dem Teich entgegen.

Er hörte Rufen, einen hellen Schrei, Befehle, schnelle Füße, die ihm nachliefen... da warf er sich nach vorn und rannte mit ausgestreckten Armen wie um sein Leben. Seine Brust stach, in seinen Schläfen hämmerten hundert Hämmer gegen die Hirnwindungen... er spürte, wie die Kraft aus seinen Beinen wich und sein Körper taumelnd schwankte.

Der Spiegel... noch fünf Schritte, noch drei...: noch einen...

Dann stand er keuchend am Wasser, beugte sich weit vornüber und starrte auf das Bild, das die blanke Fläche ihm zurückwarf.

Der Kopf eines Ungeheuers. Das Gesicht eines unmenschlichen Wesens. Keine Nase, kein Mund, kein linkes Ohr... einige Fleischrollen auf einem verwitterten, alten Pergament, ein zerklüftetes Etwas mit einem Schlund.

„Nein!" schrie er grell. Etwas Heißes durchraste seinen Körper, vom Hirn bis zu den Zehen, es durchglühte ihn und tauchte ihn gleich danach in das Eiswasser eines unerträglichen Entsetzens.

„Nein! Nein!" brüllte er. Im Wasser sah er, wie die Höhle, die einmal ein Mund gewesen war, in seinem Schreien an beiden Seiten einriß, Blut floß über Kinn und Hals, und der Spiegel des Teichs warf alles zurück in seine Augen... dieses entsetzliche Bild eines schreienden, heulenden, blutenden Ungeheuers.

„Nein!" brüllte Schwabe noch einmal.

Dann breitete er die Arme weit aus und ließ sich in das Wasser fallen.

Fortsetzung folgt in der nächsten 

Wer? Wo? Was?

SEPP HERBERGER (65), jüngst vielkritisierter Trainer der bundesdeutschen National-Fußballer, kann sich mit einem Kommentar des Bundeskanzlers über das für die Deutschen vorzeitige Ende der Weltmeisterschaft trösten. Konrad Adenauer drückte sich so aus: „Mit Chile is dat so eine Sache. Ein Sieg kann einem Land so viele Feinde bringen, daß die Diplomaten Monate brauchen, dat wieder auszubügeln . . ."

SIEGFRIED SOMMER (47), origineller Wortschöpfer und Erfolgschriftsteller, dessen Bücher „Und keiner weint mir nach" und „Meine 99 Bräute" in vierzehn Sprachen erschienen, wurde von dem Schwabinger Maler Sepp Mehrle porträtiert. Das Bild hängt in der diesjährigen Großen Kunstausstellung im Haus der Kunst in München. Siegfried Sommer, den die REVUE-Redaktionskollegen kurz „Sigi" nennen, veröffentlicht jetzt wöchentlich auf dieser Seite der REVUE seine humorvollen und satirischen Betrachtungen zu aktuellen Zeitthemen.

zender der Bayernpartei, bekannt als strikter Gegner jeder Entwicklungshilfe in ihrer heutigen Form, verriet Journalisten seine Kenntnis von einem jüngsten Rundschreiben der Industrie- und Handelskammer von Kenia an ihre Unternehmer, in dem es kategorisch heißt: „Die neu zur Verteilung kommenden Gelder der Entwicklungshilfe dürfen keinesfalls zum Kauf weiterer Frauen zur Vergrößerung des Harems verwendet werden."

DR. MICHAEL RAMSEY (58), Erzbischof von Canterbury und höchster Würdenträger der Kirche von England, wurde von den Damen des Britischen Variete-Klubs zum Mittagessen eingeladen und bemühte sich anschließend um die Mitgliedschaft in diesem Klub. „Ich habe mir sagen lassen", meinte er, „daß man nur Mitglied werden kann, wenn man mindestens die Hälfte seines Gehalts in der Unterhaltungsindustrie verdient." Und er fügte lächelnd hinzu: „Glauben Sie, daß das bei mir zutrifft?"

HERMANN ARNOLD (40), Oberlehrer in Poikam und SPD-Bundestagskandidat, wurde vom Landgericht Landshut in zweiter Instanz von dem Vorwurf freigesprochen, er habe im Wahlkampf 1961 geäußert, Verteidigungsminister Strauß höre nicht auf, Tag und Nacht dafür zu beten, daß Adenauer sterbe, damit er dessen Nachfolge antreten könne. Nebenkläger Strauß hatte die Verwerfung der Arnoldschen Berufung gefordert.



IBN SAUD (60), König von Saudi-Arabien und Vater von 22 anerkannten Söhnen (die Töchter werden nicht gezählt), begibt sich zur Auskurierung seines Rheumas in ein italienisches Heilbad. Während er bisher stets seinen ganzen Harem mitnahm, dessen Frauen allein einen Omnibus füllten, reist er diesmal mit „kleinstem Gefolge": mit 62 Personen und zehn Straßenkreuzern

CAROLINE KENNEDY (4), amerikanischer Volksliebling im Weißen Haus, wurde jetzt im Millionärs-Internat von Farmington (Connecticut) als Schülerin angemeldet, obwohl das derzeitige Präsidentenkind erst in zehn Jahren Zögling von Farmington sein wird. Die Warteliste des Internats ist überfüllt, und die Kennedys wollten vorsorgen . . .

WILLIAM TUBMAN (66), Liberias Präsident, der demnächst als erster Afrikaner Hausgast der englischen Königin sein wird, hat sich aus diesem Anlaß von Londons Meisterschneider Henry Bartlett für 16 000 Mark neue Kleider verpassen lassen. Der Schneider machte freiwillig noch einen Anzug mehr. Er ist für das Abbild Tubmans bestimmt, das im Wachsfigurenkabinett der Madame Tussaud aufgestellt wird.

DR. KARL BRENTANO-HOMMEYER (49), Fraktionsvorsit-

ELIE BARON ROTHSCHILD (45), millionenschwerer Bankier aus dem französischen Stamm derer von Rothschild, mußte wegen Geldmangels sein Roulette-Spiel im Kasino in Monte Carlo unterbrechen und sich im Hotel weitere Barmittel beschaffen. Die Kasinoleitung hatte ihm den Kredit verweigert, weil sein Name nicht auf jener Liste stand, in der kreditwürdige Persönlichkeiten vermerkt sind.

JOHN OSBORNE (32), schriftstellernder „zorniger junger" Engländer („Der Tod im Apfelbaum"), schreibt ein neues Theaterstück: „Märchen der Ehe einer Prinzessin mit einem Fotografen". Entrüstet weist Osborne jeden Verdacht zurück, sein Stück habe Beziehung zu der — von Margaret und ihrem Tony verkörperten — Wirklichkeit.



Sigi Sommer

Camping-Saison

Juchheissa bei Regen und Wind." Die schöne Campingzeit ist wieder ausgebrochen. Weit über hunderttausend Campingnesier gibt es heute schon in der Bundesrepublik. Sie sind ein gar lustiges Völkchen, diese Edelnomaden. Ruhelos irren sie durch die Lande und genießen die Gegend. Hauptsächlich, indem sie sich nachts auf ihr wälzen. Haben sie dann ihren Leib einigermaßen den Buckeln und Mulden angepaßt, fahren sie sofort zu der nächsten Gichtwiese und beginnen dort von neuem mit ihrer Rollkur. So kann es also nicht mehr allzulange dauern, bis größere Teile des gemäßigten Abendlandes auf diese Weise planiert sein werden.

Ein linientreuer Waterproof-Hunne ernährt sich im allgemeinen von würfelförmigen Suppen und graugrünen Pulvern. Zur Nachspeise gibt es meistens auch noch ein paar knarzende Kniebeugen. Die übrige Zeit verbringen sie mit dem Abspülen und Ineinanderschachteln ihrer Patentgeschirre. Häufig äußern sie dazu, ihr Leben wäre der gesündesten eins. Wobei die würzige Atmosphäre, die durch so ein Lager weht, ganz besonders gepriesen wird. Dabei herrscht in den kleineren Segeltuch-Särgen meistens ein Parfüm wie in den Schaftstiefeln eines bayerischen Hartschiers.

Wenn die Biwak-Saison beginnt, sitzen auf dem unteren Ast der Birke, die am Eingang zum Campingplatz wächst, sauber ausgerichtet die Familien der Schnaken, Mücken und Stanzen. Die Schnakenkinder haben in Erwartung der bevorstehenden Schlemmerei kleine saubere Servietten umgebunden. Und die Eltern ermahnen sie streng, nicht zu schmatzen, wenn sie bei Gevatter Mensch zu Gast sind. Nahen dann die ersten Wohltäter, so bricht die ganze Insektenschar in ein dreifaches „Vivat hoch" aus. Leider aber verstehen die biederen Zeltler nicht mückisch, drum sagen sie auch meistens nur: „Was summt denn da so blöde."

Der Oberbürgermeister von Sumsenhausen aber zapft dann eigenhändig den ersten Touristen an. Dabei zeigt er dem aufmerksam zusehenden Nachwuchs ganz genau, wo dies am ungefährlichsten ist. Und wo die Patschhändchen der Gestochenen ganz gewiß nicht hinkommen können. Ist das Oberhaupt schließlich voll des süßen Lebenssaftes, taumelt es trunken von dannen und gibt die angebissene Familie zum allgemeinen Verbrauch frei. Nun nahen auch die viermotorigen Bremsen und senken ihre Sonden tief in die ob des köstlichen Sauerstoffes weit geöffneten Poren ihrer Opfer. Kriechen dieselben schließlich, infolge des hohen Blutverlustes stark erschöpft, in ihre Popelin-Iglus, so fällt auch noch das mindere Fußvolk über sie her. Der gemeine Sandfloh, die gewöhnliche Wiesenzecke und der mürrische alte Grasbohrer. Letzterer hat sich allerdings schon öfters den Stachel an den Knochen der mageren Bratkartoffel-Fellachen verbogen, so daß er ihn häufig in der Schlinge tragen muß.

Aber auch sonst ist das Leben eines Wandervogels reich an Abwechslung. Besonders im Regen, wo dem ankommenden Großstadt-Apachen vom saftigen Lagersumpf sofort und diensteifrig die bequemen Golfschuhe ausgezogen werden. Naht er gar nächtlicherweise, so stolpert er gewiß, trotz größter Vorsicht, über die kreuz und quer gespannten Zeltschnüre. Und vielleicht auch noch direkt in eine schlafende Endvierzigerin hinein. Sicher hat das Biwakieren besonders für junge Liebespärchen auch seine schönen Seiten. Vor allem ist es wesentlich diskreter und angenehmer als das Unterschlüpfen in einem Hotel. Denn das Haus im Sack erspart den Nachtportier. Allerdings sollte man dabei auch an das Sprichwort denken: „Wände haben Ohren." Denn Zeltwände haben dann gewiß solche von Elefanten. Und so kann es denn geschehen, daß Mariechen ihren Egon gerade ein „süßes haariges Ameisenbärli" nennt und sonst auch noch mancherlei. Während die Besatzung des Nachbar-Wigwams verzweifelt mit den Lachtränen kämpft und prustend in die Taschentücher beißt.

Am traulichsten aber ist es in so einer Zeltstadt wohl zur blauen Stunde. Wenn sich ganze Sippen vor dem Schlafengehen noch emsig massieren, um den bevorstehenden Achtstunden-Starrkrampf überhaupt lebend zu überstehen. Und der Herr Papa rührt bereits für den anderen Morgen einen großen Topf mit Jodlösung an, damit er die zu erwartenden Wundmale seiner Lieben gleich umgehend behandeln kann. Während sich Frau Mutter lieber sofort mit der herrlich ranzelnden „Mückeline" salbt. In den nahen Brennesseln aber sucht Onkel Kurt noch schnell und vergebens nach dem Verteilerfinger, den Klein-Jochen bei der Inspektion des Kombiwagens, vor Freude laut krähend, weit ins Unkraut schleuderte.

Und ein junger Mann etwas abseits spielt dazu auf einer heiseren Mundharmonika das ergreifende Lied: „Lustig ist das Zigeunerleben". Bis er sich an einem versteckten Brotkrümel verschluckt. Da schweigt auch er.

Und langsam senkt sich die Nacht und der Rheumatismus hernieder auf das Feldquartier zum Gallenstein.



NEUE ZEIT!
Die Romantik der Fliegerei liegt nicht nur im Fliegen selbst. Was immer für den Luftverkehr geschaffen wird ist frisch und lebendig, weil es mit kühnem Blick nach vorn geschaffen wurde! Wie die Peter Stuyvesant! Auch sie wurde mit «Blick in die Zukunft» entwickelt und ihre kontrastreiche Mischung… wie ihre ganze Art… kann neuen Menschen ein neues, reicheres, breiteres Vergnügen schenken.
TWA
SFO
SAN FRANCISCO, CAL.
TRANS WORLD AIRLINES
DUBLIN
AER LINGUS
EI-60-96-38
BAGGAGE CLAIM TAG
BRITISH EUROPEAN
LON
BE 14-59-00
London
SAO PAULO
LH 03 33 26
LUFTHANSA
MARSEILLE
AIR FRANCE
HONGKONG
HKG
BAGGAGE CLAIM TAG
RIO DE JANEIRO
RIO
BAGGAGE IDENTIFICATION TAG
KLM-ROYAL DUTCH AIRLINES
Mexico
SZG
TOKYO
LH 01 14 50
BEIRUT
PARIS FRANCE
Peter Stuyvesant
FILTER 21
RICH CHOICE TOBACCOS
KING SIZE



Harald Lassen, der angesehene Bankier, der glückliche Familienvater — Harald Lassen ist zum Mörder geworden: zum Mörder wider Willen. Er hat in einer wilden Auseinandersetzung Hugo Zufall niedergeschlagen, den Mann, der ihn erpreßte. Der alte Schausteller mit dem seltsamen Namen hatte den reichen Bankier in der Hand, und er nützte sein Wissen skrupellos aus — sein Wissen um Lassens Vergangenheit und um die Rolle, die er vor 16 Jahren beim Tod des Generals von Roland spielte.

Anna Marie, Lassens Frau, weiß, daß Lassen erpreßt wird, aber sie kennt nicht den Grund — darf ihn nie erfahren: denn sie ist General von Rolands Tochter ...

Als Lassen den alten Hugo Zufall reglos vor sich liegen sieht, erwacht er wie aus einem bösen Traum: Jetzt ist alles verloren, jetzt noch mehr als zuvor. Aber dann, plötzlich, ist der Ausweg da: Hans Fabusch, der junge Maschinist in Zufalls Berg- und Talbahn, den Lassen von früher her kennt, bietet ihn an: er nimmt die Schuld auf sich — und erhält dafür das Geld, das für den Erpresser bestimmt war: eine Viertelmillion Mark.

Fabusch gibt nichts verloren: er tarnt die Tat als Unglücksfall und flieht mit seiner Freundin, der jungen Tänzerin Fee Lenz. Das Mädchen holt er von der Bühne, wie sie ist: goldbronziert am ganzen Körper ...

★

Als das erste graue Dämmerlicht durch die gehäkelten Gardinen ins Zimmer fiel, konnte Fabusch von seinem Lehnstuhl aus, in dem er die Nacht verbracht hatte, die goldene Gestalt seiner Freundin auf dem Bett liegen sehen. Sie hatte sich die Kappe vom Kopf gezogen, und ihr Haar, braun, mit dem Glanz von Kastanien, fiel um ihre Wangen bis zu ihren Schultern herab. Der Trenchcoat, mit dem sie sich zugedeckt hatte, war herabgerutscht, und ihr schmaler Leib schimmerte golden im Dämmerlicht.

Der Anblick war fast beängstigend. Es war ihm, als hätte er statt der lebenden Fee eine Statue entführt.

Bald tauchte aus der Dämmerung auch das schwarze Lederköfferchen mit dem Geld auf, das genau wie die goldene Gestalt vor ihm zu einem Traum oder Albtraum zu gehören schien.

Noch vor Hannover war Fabusch von der Autobahn abgewichen und hatte in Celle haltgemacht, wo er einmal als Pferdeknecht am alten Landgestüt Beschäftigung gefunden hatte. Das kleine Hotel Herzog Albrecht — ein schief geneigtes Fachwerkhaus von Anno dazumal — war ihm noch bekannt, und der Nachtportier war zum Glück so verschlafen gewesen, daß ihm die unwahrscheinliche Erscheinung Fees, die rasch an ihm vorüberhuschte, nicht aufgefallen war.

Kaum auf dem Zimmer, dem besten des Hotels, hatte Fabusch in Hamburg angerufen, hauptsächlich, um Fee damit zu imponieren, daß er mit Herrn Lassen auf so gutem Fuß stand, daß er noch um drei Uhr nachts mit ihm telefonieren konnte.

Tief beeindruckt war sie zu Bett gegangen und erleichtert eingeschlafen. Sie war nun tatsächlich davon überzeugt, daß das Geld wirklich vom Bankhaus Amann & Lassen für eine Märchenland-GmbH. gegeben worden war und nicht etwa von einem Bankeinbruch herrührte.

Der Lehnstuhl krachte, als Fabusch sich daraus erhob. Er trat ans Bett, um sich zu vergewissern, daß er nicht doch eine Statue entführt hatte. Zugleich wurde er sich der Absurdität der Lage bewußt. Fee war über und über mit Goldtinktur bemalt, und von ihrem Trenchcoat abgesehen, besaß sie nicht ein einziges Kleidungsstück. Er fuhr sich mit der Hand durchs Haar. Irgendein Mittel mußte es doch geben, die verdammte Tinktur wieder abzubekommen!

Ohne sie zu wecken, schlich er sich gegen neun Uhr aus dem Zimmer, lief die Treppe hinab und auf die Straße, wo er sich zunächst nach einer Drogerie umsah. Er fand eine Apotheke, die, wie das Hotel, aus dem 16. Jahrhundert zu stammen schien.

Der Apotheker brauchte Zeit, die Wünsche des aufgeregten jungen Mannes zu begreifen, dann händigte er ihm aber schließlich doch eine spezielle Azetonlösung und ein Paket Watte aus.

Die Stadt war reizend. Sprüche in bunter Malerei schmückten die alten Häuser. Die Straßen waren eng, vollgestopft mit Autos, die nur langsam vorwärts kamen und gelegentlich lange warten mußten, wenn Pferde, von Stallknechten geführt, die Straße kreuzten. Nur wo Bomben eingeschlagen waren, hatte man Neubauten errichtet, darunter war ein Warenhaus, in dessen Schaufenstern Wachsfiguren die letzten oder fast letzten Moden zeigten.

Die Verkäuferin, an die Fabusch sich wandte, verzog den dünnen Mund mehr und mehr, als er ihr seine Wünsche vortrug. Er verlangte Damenschuhe, Strümpfe, Höschen, Gürtel, Büstenhalter und ein fesches Kleid für eine sehr schlanke junge Dame, außerdem Zahnpasta und andere Toiletteartikel. Zuletzt noch ein Suitcase aus der Lederabteilung, in dem alles verpackt wurde.

Im Hotel wurde Fabusch von dem Portier angehalten, der tagsüber den Dienst versah. „Sie haben sich noch nicht eingetragen, mein Herr."

Rasch füllte Fabusch das Formular aus. Hans Busch und Frau. Aus Wittekindsberg, wo das auch liegen mochte. Von Beruf Ingenieur, und das war nicht gelogen, wenn er auch auf keiner Ingenieurschule ausgebildet war. Er hatte aber geholfen. Hugo Zufalls Berg- und Talbahn zu entwerfen, die größte transportierbare, die je gebaut worden war . . .

Er stürzte die Treppe hinauf und riß die Tür so geräuschvoll auf, daß Fee erschrocken in die Höhe fuhr.

„Was ist los?" rief sie und zog sich den verrutschten Trenchcoat bis zum Kinn hinauf.

„Es ist ein wunderbarer Tag, das ist los!" Er schwenkte seinen Suitcase hoch in die Luft. „Steh auf und wasch dir die Farbe ab!"

Sie ging wortlos ins Badezimmer. Während das Wasser plätschernd in die Wanne lief, ging er nebenan ununterbrochen auf und ab, voll Angst, daß sie, ohne die Vergoldung, vielleicht doch nur ein leichtes Mädchen aus dem Gängeviertel war. Genau betrachtet, kannte er sie kaum. Er hatte sie ja immer nur gesehen für die Schau zurechtgemacht, in Flitter und Gold, nie in Kleidern . . .

Wie würde sie jetzt sein?

Die Badezimmertür öffnete sich einen Spalt. Sofort blieb er stehen, auf jede Enttäuschung gefaßt. Ein wenig Dampf kam von dort drinnen, und daraus streckte sich ein Arm hervor. „Gib mir meine Sachen", bat sie. Er gab sie ihr, worauf sich die Tür wieder schloß.

Ihr kastanienbraunes Haar war die erste Enttäuschung gewesen. Er hatte immer geglaubt, daß sie eine Blondine war. Einmal in Los Angeles hatte er sich in Marilyn Monroe vergafft, als sie in ihrer aufregenden Blondheit Ecke Hollywood Boulevard und Vine Street aus einem Cadillac gestiegen war. Sie war sein Typ, und genauso hatte er Fee für seinen Typ gehalten, als er ihretwegen zwanzig Mark gestohlen hatte.

Bewährungsfrist. Damit war es noch glimpflich abgegangen. Bewährungsfrist kam nicht in Frage, wenn man herausfand, daß Hugo Zufall ermordet worden war. Doch so leicht fand man das nicht heraus. Er mußte schon sagen, daß er es clever angefangen hatte.

Die umgestürzte Leiter, der Hammer, Hunderte von Nägeln . . .

In diesem Augenblick tat sich die Tür weit auf, und aus dem Dampf im Badezimmer kam Fee Lenz. Sie kam mit resoluten Schritten, und ohne jede Pose blieb sie vor ihm stehen. „Wenn ich dir nicht gefalle, kannst du mich ja nach Hause schicken", sagte sie.

Ihre märchenhafte Schönheit hatte sich in Azeton aufgelöst. Was jetzt vor

ihm stand, war ein sehr junges Mädchen mit blassem, aber hübschem Gesicht und Augen so groß und glänzend wie Kastanien. Sie hatte weder Lippenstift noch Puder benutzt, und doch gefiel sie ihm, wenn sie auch nicht blond war. Es gefiel ihm sogar ganz besonders, daß ihr Haar genau die Farbe ihrer Augen hatte.

Er nahm ihren Kopf in seine Hände und küßte sie auf den Mund, wie er sie noch nie geküßt hatte. Ihre Lippen schmeckten frisch wie Pfefferminz. Und während des langen Kusses lehnte sie sich mit ihrem Kopf und mit ihrem seidigweichen, knisternden, kastanienbraunen Haar an seinen Kopf, so daß ihre Haare sich verflochten.

Dann, plötzlich, trat sie zurück und sah ihn forschend an. „Wann fahren wir weiter?"

„Nach dem Frühstück."

„Und wohin?"

„Das steht noch nicht ganz fest."

„Das steht noch nicht ganz fest?" wiederholte sie, jedes Wort betonend.

„Offen gestanden, nein. Ich möchte es erst mit dir besprechen. Du kennst ja meine Pläne. Es kommt jetzt darauf an, daß wir uns für eine Stadt entschließen, in der am meisten Aussicht zur Gründung einer Märchenland-GmbH. besteht."

Sie kannte jede Einzelheit seiner phantastischen Pläne. Oft hatte er ihr davon erzählt, und ihre eigenen Vorschläge hatten nur dazu beigetragen, sie noch phantastischer zu gestalten. In seinem Projekt gab es viel mehr als die üblichen Geisterbahnen, Juxhäuser oder Teufelsräder, und Fee war stolz auf ihn, daß er solcher Pläne fähig war.

„Ich habe immer an Kopenhagen gedacht", sagte sie.

„Dort gibt es schon ein Tivoli. Paris hat einen Lunapark, Wien einen Prater. Es muß eine Stadt sein, wo man wirklich etwas für meine Idee übrig hat, und wo man auch zusätzliches Kapital auftreiben kann."

„Zürich?" fragte sie mit steigender Erregung über all die fremden Städte, die bisher unerreichbar für sie gewesen waren.

Er schüttelte den Kopf.

„Was hältst du von Berlin?"

Plötzlich griff ihre Erregung auf ihn über, und das Wort hallte wie das Echo eines Hornsignals in ihm nach. Berlin. Es war ein Wort, von dem immer noch ein Glanz ausging, ganz ungeachtet, was aus der Stadt geworden war. Er gab sich Mühe, sich seine Erregung nicht anmerken zu lassen. „Ich muß jetzt erst einmal eine Tasse Kaffee haben", sagte er und nahm Fee zärtlich bei der Hand.

Das schwarze Lederköfferchen zwischen sich, saßen sie dann in der Wirtsstube des Hotels, schlürften den Kaffee, vertilgten die Spiegeleier, die Brötchen. Hinterher ließ er sich Zigaretten kommen und zündete sich eine an. Berlin. Er sehnte sich nach Jazzmusik, weil er dabei besser denken konnte. Was konnte ihm in Berlin passieren, das ihm nicht auch in London oder Rom passieren konnte, wenn die Sache mit Zufall schief ausging?

„Trink deinen Kaffee aus, Liebling! Es geht nach Berlin."

Er zog sie mit sich in die kleine Halle und verlangte seine Rechnung.

„Sofort, Herr Busch", sagte der Portier.

Der Hausdiener, der das Gepäck an den kleinen Wagen in der Gasse nebenan trug, wurde mit drei Mark abgefertigt. Kaum hatten sie sich in den Wagen gesetzt, als sie auch schon fragte: „Was bedeutet das, daß du dich plötzlich Busch nennst?"

„Das ist von jetzt an unser Name, Liebling. Hans und Fee Busch. Vielleicht schaffe ich mir auch noch einen anderen Vornamen an."

„Warum?"

„Weil du erst neunzehn bist. Du hast selbst gesagt, daß deine Mutter dich polizeilich suchen lassen kann, wenn du mit mir davonläufst."

Er gab Gas. In südlicher Richtung fuhr

Berg - und Talbahn

er aus der Stadt. Erst als sie in Hannover waren, hielt er wieder an. Er suchte nach einer Garage.

„Was hast du vor, Hans?" fragte sie erstaunt.

„Im Fall, daß deine Mutter Anzeige erstattet, wird man zuerst nach meinem Wagen suchen. Der bleibt hier. Wir fliegen."

„Du bist verrückt. Ich brauche nur eine Postkarte zu schreiben, daß alles in Ordnung ist, und wir haben nichts von meiner Mutter zu befürchten."

„Sicher ist sicher", sagte er eigensinnig und steuerte den Wagen in die nächste Garage. Ein Schein wurde ihm eingehändigt, den er zu seinen Papieren steckte. Er pfiff leise vor sich hin, dann entledigte er sich seiner schwarzen Lederjoppe, in der er zuletzt auf dem Dom gesehen worden war. Sie flog in den Kofferraum des Wagens.

Fee sah ihn staunend an. „Und was bedeutet das?"

„Ich kann mich in dem schäbigen alten Ding nicht in Berlin sehen lassen."

„Da hast du recht. Auch dein rotes Hemd sieht nicht sehr vertrauenerweckend aus. Du brauchst neue Sachen."

Sie nahmen ihre Koffer und gingen in ein Kaufhaus. Diesesmal war es Fee, die die Auswahl traf. Sie suchte ihm einen Hut, einen Mantel, einen blauen Anzug, Hemden und Krawatten aus, und er zog sich gleich im Anprobierraum um.

„So siehst du schon manierlicher aus", lächelte sie entzückt.

In den Spiegel blickend stellte er fest, daß er in der Tat so gut aussah, daß man in ihm nicht so leicht den verschwundenen Maschinisten von Zufalls Berg- und Talbahn erkennen konnte. Er nickte befriedigt mit dem Kopf.

„Etwas brauchen wir noch", sagte er auf dem Weg zur Schmuckwarenabteilung.

„Was denn?" Sie zögerte plötzlich.

„Eheringe", sagte er so bar jeder Sentimentalität, daß sie fast erschrak.

Ein Taxi brachte sie zum Flugplatz. Ungeduldig warteten sie im Restaurant auf das nächste Flugzeug nach Berlin. Aus einem Reiseführer, den sie am Zeitungsstand gefunden hatte, las sie ihm die Preise der Hotels vor. „In der Pension Wacker am Nollendorfplatz können wir schon für zwölf Mark ein Doppelzimmer bekommen. Es ist mit Frühstück ..." In Zeitungen vertieft, hörte er nicht zu. In keiner stand eine Meldung über Hugo Zufalls bedauerlichen Tod.

Endlich kündigte der Lautsprecher den Flug nach Berlin an.

In dem Augenblick, da das Flugzeug von der Startbahn in den langsam sich verdunkelnden Himmel stieg, wurde Fee von Angst gepackt, und als sie aus dem Kabinenfenster starrte, hatte sie das sichere Gefühl, daß sie sich für immer von der Welt entfernte und in eine andere glitt, so schrecklich fremd, daß ihr zum Erbrechen übel war. Instinktiv hielt sie sich an seinem Arm fest, wenn die Kabine schwankte oder abzusacken schien. Sie atmete erst wieder auf, als Millionen Lichter emporschwebten, direkt auf das Flugzeug zu, das jetzt sanft aufsetzte und auf dem Flugplatz Tempelhof ausrollte.

Berlin.

„Wohin, die Herrschaften?" fragte der Taxichauffeur, der sofort nach dem Gepäck griff.

„Hilton." Fabusch gab das schwarze Lederköfferchen nicht aus der Hand. „Bitte, fahren Sie langsam. Wir wollen etwas von der Stadt sehen."

Der Chauffeur fuhr los. Hinter sich hörte er das Mädchen flüstern:

„Das Hilton ist zu teuer, Hans. Laß uns lieber in der Pension Wacker absteigen."

„Ach was! Nur in einem teuren Hotel kann man reiche Leute kennen lernen, und darauf kommt's jetzt an", flüsterte der junge Mann zurück.

Unerfüllbare Wünsche schienen in Erfüllung zu gehen, als Fabusch dann, Fee am Arm, in die Halle trat, in der Frauen und Männer von ungeahnter Eleganz lässig in Sesseln saßen, aus Fahrstühlen stiegen, in die dunkel schimmernde Bar glitten, aus der leise Musik rieselte.

Ein Page führte die beiden zum Empfangschef, der nicht höflicher lächeln konnte. Nein, nichts war frei. Im Hotel fand zur Zeit ein Kongreß amerikanischer Bankiers statt, weswegen alle Zimmer vergeben waren. Doch, sagte der Empfangschef dann, als er eine Liste überflog, eine Familie aus Milwaukee hatte abgesagt. Im 10. Stock war doch noch eine Suite zu haben, und der Preis wurde diskret auf ein Kärtchen notiert. Als der Empfangschef dem Pagen den Schlüssel überreichte, trug sich Fabusch entschlossen als John Busch ein, begleitet von Frau Fee, geborene Elfe.

Er blickte sich nach ihr um. Ahnungslos spielte sie mit einem graublauen Zwergpudel, den ein galant lächelnder alter Herr an der Leine hielt. Der Herr stand, wie sie erstaunt feststellte, auf Aluminiumkrücken gestützt.

„Was kostet das Zimmer?" fragte sie ein wenig ängstlich, als sie von dem Hund abließ.

Selbst im Fahrstuhl gab es leise Musik, von der auch noch der Korridor erfüllt war, über den der Page jetzt voranging. Der Boy war rotlivriert und keck, und er öffnete die Türen zu Suite 225 mit einem Schwung.

„Wenn ich bitten darf, die Herrschaften!"

Noch bevor den beiden der Luxus in den Räumen auffiel, die cremefarbenen Teppiche, topasfarbenen Sessel, tabakbraunen Couches, die mit grünen Kissen überhäuft waren, das weiße Telefon, die Spiegel, das Lampenlicht in den Spiegeln und das Glitzern von Chrom in dem extravaganten Badezimmer, fiel ihr Blick auf die lange Fensterwand. Sie näherten sich ihr, als seien sie in einen Bann geraten. Hinter der gläsernen Wand lag der Zoo in bläulichem Dunkel, dahinter ragte, von Scheinwerfern angestrahlt, der geborstene Turm der Gedächtniskirche gleich einem kolossalen Denkmal auf oder einer Hand, die zum Schwur erhoben war, dahinter tobte sich der Kurfürstendamm in einem Feuerwerk von weißer Helle aus, in die bunte Flammen schlugen.

Die Hand um den Griff des schwarzen Lederköfferchens gekrampft, stand Fabusch lange unbeweglich.

Ja, diese Stadt war richtig für John Buschs Märchenland ...

★

Erst am späten Nachmittag hatte sich Harald Lassen entschlossen, Anna Marie und die Kinder zum Dom zu begleiten, gleichgültig, welche Überwindung dazu nötig war. Er hatte sich auch entschlossen, eine Einladung nach Berlin abzulehnen, wo im Hilton Bankiers aus den USA zu einer Jahresversammlung zusammentrafen.

Seine Ehe war bedroht. Er konnte jetzt nicht weg, nicht einmal für einen Tag. Mehr als alles andere befürchtete er, seine Frau zu verlieren, die auf Antwort wartete, was er mit Hugo Zufall zu tun gehabt hatte. Obwohl er ihr diese Antwort nie geben konnte, hatte er sich um 7 Uhr abends mit ihr und den Kindern am Millerntor getroffen.

Die „Hexentonne", ein für die Erwachsenen beängstigender Apparat, versetzte die Kinder vor allem in Entzücken und sie ruhten nicht, bis ihnen erlaubt wurde, einzusteigen.

Gleich darauf begannen die Scheinwerfer zu flackern. In einem rasenden Wechsel von Dunkelheit und Helle begann sich die Tonne zu drehen, schneller und schneller, zu wahnwitziger Musik. Die Umdrehungen schleuderten die Kinder hoch an die Wand, an der sie flach, in komischen Stellungen, zu kleben schienen, und entsetzliches Geschrei gellte aus der Tonne.

Solange sich Lassen an Anna Marie erinnern konnte, hatte er befürchtet, sie zu verlieren. Dieses eigentümliche Gefühl hatte sich schon am ersten Tag ihrer Bekanntschaft eingestellt. Es war ein Tag — oder vielmehr Abend —, der ihm unvergeßlich war.

Sonnabend, der 31. Dezember 1945 ...

Paul Amann, dessen Haus am Leinpfad fast unbeschädigt war, hatte damals einige Freunde zu Silvester eingeladen. Man war zu Fuß gekommen, durch unbeleuchtete Straßen, in denen der Schutt meterhoch lag. Eine Gräfin

Im Teufelskreis

Harald Lassen — 45 Jahre, erfolgreicher Bankier. Groß und schlank, mit schmalem, hartem Gesicht und stahlblauen Augen, die erbarmungslos blicken können und oft vergessen lassen, daß Lassen — auch ein Herz hat. Er besitzt alles, um glücklich zu sein: eine schöne junge Frau, bezaubernde Kinder, Reichtum und gesellschaftliches Ansehen. Aber dann steht die Vergangenheit gegen ihn auf — und mit einem Schlag ist seine Zukunft in Gefahr

Anna Marie Lassen — ist die schöne Frau mit dem schimmernd blonden Haar und der Anmut der Jugend, auf die Lassen nicht verzichten kann — um keinen Preis der Welt. Und doch muß er fürchten, sie zu verlieren — wenn sich das Geheimnis, das er vor ihr seit Jahren wahrt, enthüllt

Hugo Zufall — der alte Schausteller mit dem seltsamen Namen, dem fahlen, wie staubig erscheinenden Gesicht und flinken Rattenaugen hinter dicken Brillengläsern ist genauso gefährlich, wie er aussieht. Er hält Harald Lassens Schicksal in seiner Hand. Hugo Zufall stellt die Rechnung auf — aber er muß selbst dafür bezahlen ...

Hans Fabusch — kaum über 20 Jahre, ein hübscher Junge mit phantastischen Plänen und einem klaren Blick. Über Nacht können seine Träume Wirklichkeit werden — wenn er die schwere Schuld eines anderen auf sich nimmt ...

Fee Lenz — die blutjunge Tänzerin mit dem seidenweichen Haar, das die Farbe und den Glanz von Kastanien hat, ist fast noch ein Kind — und sie haßt die Welt, in der sie leben muß: die Welt der Gier und der nackten Leidenschaft. Und sie liebt den, der sie aus dieser Welt befreit ...

Aschau hatte ein junges Mädchen aus Potsdam mitgebracht, das bei ihr Unterkunft gefunden hatte. Es trug ein tristes schwarzes Wollkleid, doch es war so anmutig, so sehr blond und so scheu, daß Lassen, damals dreißig, fast den Schmerz vergaß, den ihm die Schußwunde, die er sich in Polen geholt hatte, immer noch bereitete.

Er näherte sich ihr zögernd. „Wenn Ihnen kalt ist, kann ich Ihnen meinen Mantel geben", bot er ihr an.

„Danke, mir ist nicht kalt."

„Ich sehe Ihnen doch an, daß Sie frieren."

„Wenn Sie mir Ihren Mantel geben, frieren Sie, und ich will Ihnen nicht den ganzen Abend verderben."

Von den 16 Zimmern des Hauses war nur eines geheizt, doch es war ein großes Zimmer, und der Petroleumofen gab nicht viel Wärme her. Die meisten Gäste hatten die Mäntel anbehalten. Sonst war alles sehr feierlich. Kerzen brannten. Den Tisch hatte Amann, der selbst in den schlechtesten Zeiten etwas von einem Grandseigneur bewahrte, vorbildlich gedeckt. Da gab es sogar Champagnergläser. Champagner gab es allerdings nicht, doch die Bowle war mit Cognac angesetzt, und Freunde im Ausland hatten Eßwaren aller Art geschickt, sogar Lachs aus Nova Scotia.

„Ich bestehe darauf." Lassen riß sich den alten schäbigen Militärmantel ab und hing ihn um ihre schmalen Schultern. Sie war um einen Kopf kleiner als er, und sie verschwand fast in dem mächtigen Mantel.

„Danke", sagte sie.

„Darf ich Ihnen etwas sagen?"

Sie lächelte. „Sagen Sie es lieber nicht."

„Nie habe ich ein Mädchen gekannt, das in mir so sehr den Wunsch hervorgerufen hat, es zu beschützen."

Zu seinem Erstaunen sah er Tränen in ihren Augen aufsteigen. Diese Augen waren von solch klarem Blau, daß er kaum verstehen konnte, warum nicht auch ihre Tränen blau waren. „Aber ich bin nicht schutzbedürftig", sagte sie.

„Nein?"

„Bestimmt nicht." Ihre weiche Stimme nahm einen harten Klang an. „Ich habe alle Erfahrungen hinter mir, die ein Mädchen machen kann, und ich bin zäher als Sie glauben."

„Sie sind doch noch so jung. Achtzehn?"

„Hundert", sagte sie.

In diesem Augenblick kam Amann auf die beiden zugeeilt, und es war rätselhaft, auf welche Weise er die Nelke in seinem Knopfloch, die weiß wie sein Scheitel war, aufgetrieben hatte. „Ihr kennt euch schon?" fragte er verdutzt. „Es war gerade meine Absicht, euch miteinander bekanntzumachen."

„Dazu ist es noch nicht zu spät, Paul. In meiner Unhöflichkeit habe ich versäumt, mich der jungen Dame vorzustellen."

„Das ist unverzeihlich", schalt Amann, der auf Zeremoniell hielt, auch wenn der Untergang der Welt bevorstand. „Fräulein von Roland, dies ist Harald Lassen. Harald, dies ist Anna Marie von Roland, die Tochter des bekannten Generals."

Zum erstenmal sah sie Lassen gerade in die Augen. „Es freut mich." Es schien sie zu befremden, daß er von ihr wegsah und daß nicht ein Wort von ihm kam. Er war keines Wortes mächtig. Ein Gefühl von Leere nahm von ihm Besitz, und in der großen Leere hämmerte sein Herz.

„Es freut mich ebenfalls", sagte er schließlich in einer bangen Ahnung, sie, die ihm schon so nahe gekommen war, wieder zu verlieren . . .

Als die „Hexentonne" zum Stillstand kam und die Kinder auf festen Boden zurücksprangen, gab Lassen die Hand seiner Frau frei, die er minutenlang umklammert gehalten hatte. Sie stiegen von der Galerie herab.

„Die Kinder haben genug gehabt", entschied sie. „Und ich möchte nach Hause. Wir haben noch viel zu bespre-

chen", ermahnte sie ihn mit einer Stimme, die vor verheimlichter Verzweiflung bebte.

Noch von der Aufregung erfüllt, die die gefährliche Tonne verursacht hatte, flehten Joachim und Margit die Eltern an, noch zu bleiben. Der Dombesuch war ihnen schon seit langem versprochen worden, und dazu gehörte auch die Tangofahrt, die sie bisher noch nicht mitgemacht hatten. Ihre ganze Kinderexistenz schien bedroht, wenn man sie ihnen versagte.

„Erlaub es ihnen, Anna", setzte er sich für die Kinder ein, doch er wußte nur zu gut, daß er seine Frau nicht täuschen konnte und daß sie ihrerseits wußte, daß es ihm nur darauf ankam, die unvermeidliche Besprechung so lang wie möglich hinauszuzögern. „Bist du einverstanden?"

Sie zwang sich zu einem Lächeln. Es fiel gequält aus, und sie sagte nichts.

Inmitten der frohen Menschenmenge legten sie einen langen Weg zurück, bis der Strahlenkranz der Tangofahrt in Sicht kam. Es war ein Karussell, das phantastische Farben in die Nacht warf, und auf dem kreisenden Karussell drehten sich Gondeln in einer Woge von Musik in die entgegengesetzte Richtung.

Lassen machte nicht mit. Er sah Anna Marie und den Kindern zu, die, bald in violettes, bald in blaues oder rotes Licht getaucht, wieder und wieder an ihm vorüberglitten. Jedesmal, wenn sie ihn gewahrten, winkten sie ihm zu. Sie waren so lieblich, die Kinder und ihre Mutter, daß es ihm fast weh tat, ihnen zuzusehen. Das Seidentuch, das sich Anna Marie lose um den Kopf geschlungen hatte, wehte, wehte . . .

In Amanns Haus fehlten damals noch zwanzig Minuten an Mitternacht. Es war Silvester. Der Petroleumofen war ausgegangen, und es war so kalt geworden, daß die Gäste aus reiner Verzweiflung tanzten — immer nach der einen Schallplatte, die noch in Amanns Besitz war: einem Walzer. Lassen tanzte mit dem Mädchen aus Potsdam, als die Gräfin Aschau, eine alte Frau mit kurzgeschorenem grauem Haar und maskulinen Zügen, aus dem Sofa rief:

„Das kann doch nicht wahr sein, Anna Marie! Weißt du nicht, daß du den Mantel der SS trägst?"

Einige Tanzschritte weiter, nahe am Fenster, hielt das Mädchen an. Während Lassen es noch im Arm hielt, blickte es an sich hinunter. Der Mantel war von langem Schnitt, mit breiten Aufschlägen, von denen die Abzeichen entfernt waren, und einer Doppelreihe von Metallknöpfen; das Tuch war schadhaft und verblichen.

„Haben Sie der SS angehört?" fragte sie ungläubig.

Er versuchte nicht, es abzuleugnen. „Ja. Der Waffen-SS."

Sie entwand sich seinen Armen. Ihre Augen waren plötzlich kalt und fremd, und die Haut über ihren Backenknochen spannte sich. Mit einer entschiedenen Bewegung ließ sie den Mantel von ihren Schultern auf einen Stuhl gleiten.

„Schämen Sie sich nicht deswegen?" flüsterte sie, verletzend scharf.

Er hatte geahnt, daß es so kommen mußte, und er lächelte schmerzlich. Sie wußte es jetzt, und eine kritische Sekunde lang drängte es ihn, ihr auch den Rest einzugestehen, damit sie gleich alles über ihn wußte. Doch dazu war er nicht stark genug.

„Nein, Fräulein von Roland", entgegnete er. „Ich bedaure es, doch ich schäme mich nicht, daß ich einmal, als ich noch nicht zwanzig war, den Irrtum beging, mich der SS anzuschließen."

„Irrtum?" So scheu sie auch zuerst erschienen war, sie war in Zorn geraten, und ihre Hände ballten sich zu Fäusten. „Es war also nur ein Irrtum, der Ihnen und Ihresgleichen unterlief, das ganze Land zugrundezurichten?"

„Es tut mir leid, daß ich es erst einsah, als es zu spät war."

„Oh, ich weiß! Erst mußten wir den Krieg verlieren, bis plötzlich jeder gute

Berg- und Talbahn

Nazi einsah, daß alles nur ein Irrtum gewesen war. Das Dritte Reich, der Krieg, Dachau, alles nur ein kleiner Irrtum!"

Er schwieg betroffen.

„Sicher, jetzt sehen Sie es ein! Hätten Sie es auch eingesehen, wenn wir den Krieg gewonnen hätten?"

Je mehr sie sich erregte, desto schöner wurde sie in ihrer streitbaren Haltung, mit dem Helm ihres blonden Haares und mit ihren flammenden Augen — so unvergleichlich schön, daß er sich beherrschen mußte, sie nicht an sich zu reißen und ihr den höhnenden Mund mit Küssen zu schließen. „Es tut mir leid", wiederholte er, „daß ich einmal dazugehört habe."

„Wenigstens streiten Sie es nicht ab, und das ist schon viel in einem Land, in dem sich sämtliche Nazis über Nacht in dem unerhörtesten Verschwindungstrick aller Zeiten in Luft aufgelöst haben!"

Plötzlich stieg jenseits des Fensters im Dunkel über der Alster eine einzelne Rakete auf, und im gleichen Augenblick schwenkte Amann den Arm zum Zeichen, daß es so weit war. Die Gäste scharten sich zusammen, man erhob die Gläser und stieß auf ein besseres neues Jahr an, Küsse wurden ausgetauscht. Lassen bot der Tochter des Generals von Roland die Hand und sagte leise: „Ich hoffe, daß Sie mir trotz allem vergeben können . . ."

Jetzt, auf dem Dom, als Lassen mit seiner Frau und seinen Kindern dem Ausgang Millerntor zuging, blieb Joachim mit einem Ruck stehen und blickte hingerissen zu den Leuchtbuchstaben am Turm eines riesigen Gerüsts empor. „Damit muß ich noch fahren", rief er.

„Junge, komm! Es ist schon spät", rief Lassen.

HUGO ZUFALLS BERG- UND TALBAHN

In dem Moment, da Anna Marie den Namen Zufall aufblenden sah, klammerte sie sich wie in einer plötzlichen Schwäche am Arm ihres Mannes fest.

Er rührte sich nicht. Im Bruchteil einer Sekunde war es ihm klargeworden, daß es ihn schon den ganzen Abend hierher gezogen hatte.

„Warte hier, Anna. Ich werde mit dem Jungen fahren, wenn er durchaus will. Auf einige Minuten mehr kommt es doch nicht an", sagte er dann und nahm Joachim bei der Hand.

Wie ein Mann, der nicht die Kraft besaß, sich selbst von etwas zurückzuhalten, das ihn zu verlocken schien, reihte er sich in die Menschenschlange vor der Kasse ein. Sie rückte langsam vor, und mit jedem Schritt vorwärts schlug sein Herz heftiger, gerade so, als ahnte er schon, daß dort, in dem rot und gelb bemalten Holzverschlag, das Schicksal auf ihn wartete, dem er doch nicht entrinnen konnte.

Joachim lief zur Rampe voran, als Lassen das Geld in die Kasse schob, wo es von einer spindeldürren Hand ergriffen wurde. Eine Sekunde lang richtete er den Blick auf das wächserne Gesicht Sandra Zufalls. Hager, mit dem verfärbten Haar, das wie eine Perücke aussah, glich sie so sehr einer Wachsfigur in einem Panoptikum, daß er erschrak, als sie zu ihm zu sprechen begann:

„Jetzt kommen Sie endlich, Herr Lassen! Ich habe Sie schon in der Bank angerufen, und Ihre Sekretärin hat mir gesagt, daß Sie auf dem Weg zum Dom sind."

Er stand in maßlosem Erstaunen, daß sie ihn kannte, der er doch nie begegnet war. „Warum haben Sie mich angerufen?"

„Wegen meines Bruders, mit dem Sie gestern abend zusammen waren. Er ist seitdem verschwunden."

„Wer sagt Ihnen, daß ich mit ihm zusammen war?"

„Streiten Sie es nicht ab! Sie brachten ihm das Geld, und ich sah Sie zu ihm in den Schuppen treten. Wo ist er jetzt?"

Statt des Entsetzens meldete sich nur ein Gefühl von absoluter Unwirklichkeit in ihm. „Das weiß ich nicht."

„Wissen Sie es nicht doch?"

„Nein . . ."

„Ich glaube Ihnen nicht, Herr Lassen. Wenn meinem Bruder etwas zugestoßen ist, werde ich Sie zur Verantwortung ziehen, und Sie werden dafür büßen!" zischte sie und schob ihm die Billette zu.

Es waren Billette ins Verderben.

Nichts war Lassen anzumerken, als er hinter Joachim in eine der Karossen stieg. Da war der lange langsame Anstieg zum Turm hinan, dann die erste steile Senkung, die der Zug mit rasch zunehmendem Tempo nahm, dann das Sausen in die Tiefe — Joachim schrie aus Leibeskräften, alle schrien, und Lassen schrie auch.

Aus.

Der Pakt mit Fabusch war vergebens. Alles war aus. Sandra Zufall hatte ihn gesehen, als er mit einem Köfferchen voll Geld in jenen Schuppen getreten war.

Es war aus mit ihm.

Sie verließen das Domgelände. Sein großer Wagen, der seine Initialen am Schlag trug, stand auf einem Parkplatz am Millerntor. Unter dem Scheibenwischer fand er eine Visitenkarte, auf die ein Gruß gekritzelt war. „Hallo, Lassen! Warum melden Sie sich nie? E. B." Komisch, daß Erich Benedikt gerade an diesem Abend auf diese Weise von sich hören ließ . . .

Endlich zu Hause. Lassen war unsagbar müde . . .

„Wir müssen uns besprechen, Harald", hörte er seine Frau sagen.

„Bitte, nicht jetzt, Anna . . ."

„Es duldet keinen Aufschub. Wenn du meine Hilfe willst, ist es dringend nötig, daß du mir alles anvertraust."

Obwohl sie ganz nahe vor ihm stand, schien sie doch immer mehr in die Ferne zu rücken, so daß keines ihrer Worte wirklich zu ihm drang. „Laß mir noch Zeit, Anna."

„Nein, Harald. Wir haben keine Zeit zu verlieren. Ich muß wissen, was du mit Zufall zu tun gehabt hast. Wenn du mir verschweigst, warum du erpreßt worden bist, kann ich doch nur annehmen, daß es etwas Ehrenrühriges ist."

„Wenn du das annimmst, irrst du! Nie im Leben habe ich etwas Ehrenrühriges begangen", rief er in jäher Erregung. „Bitte, entschuldige mich, Anna. Ich muß jetzt allein sein."

Aus ihren großen klaren blauen Augen starrte sie ihn fassungslos an, bevor sie sich, in ihrem Stolz verletzt, der Tür zuwandte. Er biß die Zähne zusammen. Mit übermenschlicher Kraft bezwang er sich, sie nicht zurückzurufen. Als sich die Tür hinter ihr schloß, wußte er, daß sie für immer von ihm gegangen war. Er hatte sie verloren, wie er es von jeher befürchtet hatte.

Am Schreibtisch zündete er sich dann eine Zigarette an, und durch den aufsteigenden Rauch blickte er auf die Gemälde, die Bücher, die Gobelins, die Bronzefiguren von Lehmbruck und die herrlichen Dinge, mit denen er sich umgeben hatte. Es war auch damit aus.

In der nächsten Stunde schrieb er zwei Briefe. Einen an Paul Amann und einen an Anna Marie, dem er ein Scheckbuch voll unterzeichneter Blankoschecks beilegte.

In einer Aktenmappe brachte er nur die notwendigsten Dinge unter, zu denen auch das Tonband und die alte Pistole gehörten, die ihm so viel Unglück gebracht hatte. Er brauchte sie jetzt notwendig. Zufall konnte noch in dieser Nacht gefunden werden; noch in dieser Nacht konnte alles aus sein.

Im Haus war es still. Er war sicher, daß Anna Marie schlief, als er sich den Mantel anzog.

Kurz vor Mitternacht verließ Lassen die Villa Schöne Aussicht 123.

Fortsetzung folgt in der nächsten



Sie wurde schuldig vor dem Gesetz. Hinter Gefängnismauern hat sie gesühnt. Aber die Schatten ihrer Verzweiflungstat verfolgen sie. Über ihrer Zukunft steht das böse Wort:

Vorbestraft

Der Roman einer Mutter, die um ihr Recht kämpft / Von Lutz Neuhaus

Vierzehn Monate war Juliane Kurschat im Gefängnis. Verurteilt wegen versuchten Totschlags: sie wollte mit ihrer vierjährigen Tochter Renate zusammen den Freitod wählen. Grund: ihr Mann, der rücksichtslose, egoistische Dr. Karl Kurschat hat nur seine Karriere im Kopf — und eine andere Frau, Isa Wolters.

Nun ist Juliane wieder frei. Inzwischen wurde sie schuldig geschieden, Renate dem Vater zugesprochen. Kurschat hat Isa geheiratet. Mit einem Scheck von 20 000 Mark will er nun Juliane ganz aus seinem Leben verschwinden lassen: „Geh in eine andere Stadt, bau dir eine Existenz auf . . .!"

Aber Juliane geht nicht. Sie kann nicht ohne ihr Kind leben. So vertraut sie sich einem gewissen Hubert Röder an, einem Winkeladvokaten, der sie nach ihrer Entlassung angesprochen hat: „Sie brauchen Rat und Hilfe — Sie sind das Opfer eines Justizirrtums!" Röder läßt sich eine Vollmacht geben und rückt Kurschat auf den Leib. Er sagt ihm auf den Kopf zu, daß er vor Gericht falsche Aussagen gemacht hat.

Juliane arbeitet nun in einem Laboratorium der Zena-Chemie. Zwischen ihrem Chef, Dr. Claus Harland, und ihr ist ein Gefühl tiefer Zuneigung entstanden. Eines abends bittet Harland um eine Aussprache. Sie sitzen im Restaurant unter vielen Menschen, aber sie sind sich plötzlich ganz nah.

In diesem Augenblick erscheint Kurschat: Renate ist verschwunden . . .!

★

Juliane starrte ihren geschiedenen Mann an, der da zu ihr und Claus Harland an den Tisch gekommen war und, ohne zu grüßen, in seiner knappen, unhöflichen Art nach dem Kind fragte.

„Wo ist Renate? Sie ist verschwunden. Sicher steckst du dahinter!"

„Nein!" Es war wie ein Aufschrei. Juliane wurde totenblaß. „Renate . . . was ist . . .?" Sie konnte kaum sprechen.

Harland beobachtete sie. Er ahnte den Zusammenhang, der Fremde mußte Julianes geschiedener Mann sein, von dem sie ihm gesagt hatte, er existiere nicht mehr für sie.

Aber wer war Renate?

„Ich begreife nicht, um was es geht", sagte er vorsichtig, „und mich geht es wohl auch nichts an. Aber wenn ich Ihnen irgendwie helfen kann, Juliane . . ."

Bevor sie antworten konnte, sagte Kurschat:

„Nein, verzeihen Sie, aber ich fürchte, diese Geschichte geht nur Juliane und mich an. Übrigens", sein Ton wurde höflich, er lächelte sogar, „wir kennen uns noch nicht. Kurschat."

„Harland . . ."

„Sie kennen meine Frau schon länger?" fragte Kurschat.

Harland antwortete nicht. Er sah Juliane an. Er sah die Qual in ihrem Gesicht. In diesem Augenblick liebte er sie so stark, daß es wie ein Schmerz war. Er mußte ihr helfen, er durfte sie jetzt nicht allein lassen.

„Juliane, bitte . . ." sagte er leise.

Sie bewegte das Gesicht, wie jemand, der einen plötzlichen bösen Gedanken nicht wahrhaben will. Kurschats Worte hatten sie jetzt wieder eingeholt.

„Sagtest du, Renate . . . daß Renate . . .?"

„Ja. Und du hast mich ganz richtig verstanden. Sie ist aus dem Haus gelaufen. Und da sie zu dir wollte, wie man mir sagte, muß ich annehmen, daß es mit dir zu tun hat. Wo ist sie?"

„Mein Gott, nein!" Jetzt erst begriff sie ganz. „Nein, nein", stammelte sie, „Renate fort, weggelaufen . . . aber da müssen wir sie doch suchen — da muß ich sie doch suchen. Sie kann doch nicht . . . sucht sie denn niemand?"

Als sie aufstand, mit einer plötzlichen Bewegung, und ihre Handtasche vom Tisch nahm, stieß auch Harland den Stuhl zurück. Aber ihr Blick streifte ihn wie einen Fremden und hielt ihn zurück. Da blieb er am Tisch.

Juliane verließ rasch das Restaurant. Kurschat hatte sich nicht gerührt. Er blickte ihr nach, bis die Tür hinter ihr zuklappte, und sah dann Harland an.

„Tja, so ist sie nun mal." Er lächelte dünn.

Harland überhörte die Bemerkung. Er war unschlüssig — da gab es noch eine Frage, die er noch beantwortet haben wollte. Er hob das Gesicht und fragte Kurschat:

„Wer ist Renate?"

„Das wissen Sie nicht, Herr Harland?"

„Nein. Sonst würde ich nicht fragen."

„Unsere Tochter", sagte Kurschat. „Unser Kind. Wir waren ja mal verheiratet."

„Das hab' ich inzwischen kapiert." Harlands Backenmuskeln zuckten. Sein Gesicht verschloß sich.

Kurschat überlegte kurz und kam zu einem Entschluß. Er spürte, daß Juliane diesem Herrn Harland etwas bedeutete. Möglicherweise liebte er sie ernsthaft und war schon entschlossen, die Konsequenzen zu ziehen?

Gut, sagte er sich. Gut? Ja doch, natürlich. Wenn er sie heiratet, bringe ich sie endgültig aus meinem Leben. Sie, und mit ihr auch diesen verdammten Erpresser Röder, der anfängt, gefährlich zu werden. Zunächst aber: Wer ist dieser Mann, von dem ich bis jetzt nur weiß, daß er Harland heißt?

Nun, er würde es herausbekommen. Es gehörte zu seinem Beruf, Fragen so zu stellen, daß der Partner nicht argwöhnisch wurde. Er freue sich, sagte er zu Harland, daß seine geschiedene Frau offensichtlich einen Menschen gefunden habe, dem sie vertrauen könne und der ihr helfe, wieder mit sich und der Welt einig zu werden. Mit Juliane sei es nicht immer leicht gewesen, damals, während ihrer paar Ehejahre.

„Wir sind zu verschieden", erklärte er dazu, „und sicher hatte sie es auch nicht leicht mit mir."

Mit keinem Wort erwähnte er, was sich damals wirklich ereignet hatte. Mit keinem Wort, warum Juliane dann, nach ihrer Verurteilung, schuldig geschieden worden war. In der Rolle, die er, Kurschat, jetzt spielte, hielt er es für angebracht, die Dinge zu bagatellisieren. Es konnte ihm nicht daran gelegen sein, Harland Juliane gegenüber mißtrauisch zu machen.

Harland ging auf das Gespräch ein, denn ihn interessierte, was dieser Kurschat, Julianes geschiedener Mann, für ein Mensch war. Und so bekam Kurschat heraus, was er wissen wollte.

Er erfuhr, daß Harland der Chef-Chemiker der „Zena-Chemie" war. Daß Juliane als Hilfskraft bei ihm im Labor arbeite. Daß er, zur Durchführung einer Versuchsreihe, nur für eine kurze Zeit hierher beordert sei und nach Abschluß der Versuchsreihe wieder nach Düsseldorf gehen werde.

„Interessant", sagte Kurschat. „Und Juliane, was wird dann aus ihr?"

Harlands Antwort: „Ich möchte, daß sie mit mir geht. Wir haben darüber allerdings noch nicht gesprochen." Und mit einem Lächeln, denn er war arglos — er wußte ja noch nicht, wie sich alles in Wahrheit zugetragen hatte: „Es hat ja erst angefangen zwischen uns —, ich glaube, ich muß ihr noch Zeit lassen, sich zu entscheiden. Und dann . . "

„Ja?"

„Daß sie ein Kind hat. Ich wußte es nicht. Sie spricht nicht gern von sich, eigentlich nie. Da weicht sie immer aus. Aber das Kind . . . und da weiß ich nicht . . ."

„Ja", sagte Kurschat rasch, „sie hängt sehr an Renate. Nur, verstehen Sie mich jetzt recht: Renate bedeutet ihr viel, schließlich ist sie die Mutter. Aber daran, meine ich, sollte es nicht scheitern. Da wird sich bestimmt eine für alle Teile zufriedenstellende Lösung finden lassen. An mir", sagte Kurschat betont, „soll's nicht liegen."

Harland hörte ihn reden, aber in Gedanken war er bei Juliane. Was Kurschat da sagte, hörte sich gut an. Aber er nahm es nicht ganz in sich auf. Er hatte nur diesen einen Gedanken: Juliane. Und er dachte: Ihr Kind ist weggelaufen von zu Hause, und jetzt sucht sie es. Sie hat nicht gewollt, daß ich ihr helfe . . .

Als Kurschat sich verabschiedete, blieb Harland noch sitzen. Es war jetzt Abend, Essenszeit, die Tische im Restaurant waren besetzt. Harland bestellte sich einen doppelten Cognac. Da gab es Verschiedenes, womit er ins reine kommen mußte . . .

★

Juliane hatte nur einen Gedanken; er war wie ein Zwang in ihr und trieb sie unbarmherzig weiter:

Ich muß Renate finden . . .!

Sie ging rascher, ziellos noch, denn sie wußte ja nicht, wohin sich das Kind verirrt haben könnte. Ein vierjähriges Mädchen, und allein in der Stadt, hilflos, ängstlich, verstört, und hundert Gefahren am Weg, an jeder Straßenecke.

Nein! Nichts denken, nicht an sowas denken. Sie blieb stehen. Ein anderer Gedanke war plötzlich in ihr:

Wenn Renate, wie Kurschat sagte, zu mir will, dann ist es also wahr — dann weiß sie jetzt wieder, daß ich ihre Mutter bin . . .!

Der Gedanke brannte sich ihr ins Herz. Aber das Glück, das sie empfand, dauerte nur einen Augenblick, denn sofort wurde ihr klar:

Wenn es so ist, muß etwas geschehen sein mit Renate, das sie verwirrt und verstört hat . . .

Sie kam nicht dazu, diesen bösen Gedanken zu Ende zu denken. Sie stand am Fußgängerübergang einer belebten Straßenkreuzung. Zweimal schon hatte das Licht der Ampel von Rot auf Grün gewechselt. Sie hatte es nicht wahrgenommen, hatte sich nicht gerührt, hatte sich nicht lösen können aus dieser seltsamen Lähmung. Da wurde sie angesprochen.

„Nanu, Sie, Frau Kurschat? Was ist los? Träumen Sie am hellichten Tag?"

Sie fuhr herum. Es war Ferdinand Krieg, der schöne Ferdl, der Sohn ihrer Wirtin. Ganz in der Nähe war ein Taxistand. Er war von einer Fahrt zurückgekommen und hatte Juliane an der Kreuzung entdeckt. Als er sie eine knappe Minute in dem flutenden Hin und Her der Straßenpassanten beobachtet hatte, wußte er: Mit der stimmt doch was nicht — so wie sie dasteht und vor sich hinstarrt.

„Ist Ihnen nicht gut? Kommen Sie, ich fahr' Sie nach Hause, wollte sowieso jetzt Feierabend machen." Er berührte ihren Arm und deutete zu seinem Taxi hinüber.

Sie ging willenlos mit, unentschlossen noch, was sie jetzt tun könnte. Als sie neben ihm im Wagen saß, wußte sie es.

„Nein, nicht nach Hause. Ich suche jemanden, ich muß . . ."

„Na schön, ich fahre Sie hin." Er beobachtete den Verkehr im Rückspiegel und fädelte sich in die vorbeirollende Kolonne ein. „Ist es weit?"

„Weit? Ich weiß nicht . . ."

„Stimmt die Richtung wenigstens?"

„Aber ich weiß es wirklich nicht. Ein Kind ist von zu Hause fortgelaufen, ein kleines Mädchen, vier Jahre alt. Sicher hat es sich verlaufen. Wir müssen es finden."

„Bißchen rätselhaft, wie Sie das sagen, Frau Kurschat. Finden Sie nicht auch?" Er warf ihr einen raschen Blick zu, prüfend, mißtrauisch. „Ein Kind. Na und?"

Da sagte Juliane leise: „Renate — mein Kind."

„Was denn", er stieß einen dünnen Pfiff durch die Zähne, „Sie haben ein Kind?"

Sie nickte.

„Richtig, Sie waren ja mal verheiratet. Ein Kind also. Na ja, das gibt's." Er konnte jetzt zügiger fahren. „Haben Sie's in einem Heim untergebracht? Ist es aus dem Heim weggelaufen?"

„Nein. Von zu Hause, das sagte ich doch. Es lebt bei seinem Vater, er hat wieder geheiratet."

„Ach so. Da waren Sie bei der Scheidung wohl der schuldige Teil, und Ihr Töchterchen wurde dem Vater zugesprochen." Das interessierte ihn plötzlich. „Unter uns, Frau Kurschat", er lächelte, „hatten Sie 'ne Geschichte mit einem anderen Mann, und Ihr eigener ist Ihnen dahintergekommen?"

Sie schwieg. Was sollte das, was ging es ihn an? Und die Art, wie er sie fragte. Sein farbloses Gesicht mit dem gelblichblonden, fransigen Schnurrbart auf der Oberlippe, die weißlichen Brauen. Er musterte sie dreist aus den Augenwinkeln, der Blick lauernd. Sie machte sich ganz steif und preßte die Schenkel an-

Fortsetzung übernächste Seite

Nichts wäscht besser als Seife!

Nichts reinigt so gründlich und dabei so pfleglich wie Seife – das fühlt man, wenn man seine Hände wäscht, sein Gesicht oder seinen Körper.

Auch für die Wäsche gilt das gleiche, für die große und die kleine, für die weiße und die bunte und ganz besonders auch für Wäsche aus Nylon, Perlon usw. Seit 4 Jahren verwenden deshalb alle, die es kennen, so gern DALLI WÄSCHEBAD, das Waschmittel aus Seife.

Vor kurzem ist auch ein Spezialwaschmittel aus Seife für die moderne Waschmaschine auf den Markt gebracht worden, DALLI SPEZIAL. Unsere Fachleute halten es für geradezu vorbildlich gut, die Waschmaschinenhersteller empfehlen es, und jede Hausfrau, die etwas vom Waschen versteht, ist - ohne Übertreibung gesagt - begeistert! Darum wird ja auch DALLI SPEZIAL, das Waschmittel aus Seife, von Tag zu Tag mehr verlangt.

Der Schaum von DALLI SPEZIAL ist dichter, reiner Seifenschaum - für die moderne Waschmaschine genau richtig bemessen. Das Waschergebnis ist verblüffend: blütenweiße, wohlig weiche - also auf das sorgsamste gepflegte Wäsche!



Für die Güte dieser beiden Waschmittel bürgen die DALLI WERKE in Stolberg im Rheinland und ihre Erfahrung mit Seife „Seit über 100 Jahren“

Vorbestraft

einander. Sie spürte seinen Blick, der über sie hintastete, über Brust, Hüfte, Beine und wieder zurück in ihr Gesicht. Es verursachte ihr ein Frösteln auf der Haut.

Der Tag ging zögernd zu Ende, ein brütender Sommertag, der auch am Abend keine Kühlung brachte. Juliane trug ein leichtes, ärmelloses Sommerkleid. Es war knapp knielang, im Sitzen gab es ihre Knie frei. Unter seinem Blick wurde es ihr bewußt.

„Was wollen Sie", flüsterte sie mühsam, „was wollen Sie eigentlich? Mit Ihren Fragen ... und jetzt, wie Sie mich ansehen ..."

Er grinste. Jetzt schwieg er. Besser, fand er, jetzt nichts zu sagen. Und er dachte: Schuldig geschieden, sieh mal an. So eine also. Und sicher wegen so Männergeschichten ...

„Wie geht's weiter?" fragte er dann. „Haben Sie 'ne Ahnung, wo wir die Kleine finden könnten? Irgend 'nen Anhaltspunkt oder sowas?"

„Nein. Sie wollte zu mir. Mehr weiß ich nicht. Aber sie weiß ja nicht, wo ich wohne. Sie kann mich also nicht finden."

„Na, auf gut Glück sie irgendwo suchen — ist das nicht ziemlich aussichtslos?"

„Ich weiß nur, daß ich sie finden muß", sagte sie heftig.

„Langsam, Frau Kurschat, nur ruhig. So was muß man systematisch angehen, mit Methode. Seit wann ist sie denn verschwunden?"

„Das hat man mir nicht gesagt. Sicher schon seit Stunden."

„Und wie sieht die Kleine aus? Ist irgendwas Besonderes an ihr, irgendein Erkennungszeichen?"

„Für ihr Alter ist sie nicht sehr groß, eher zierlich. Blondes Haar, große dunkle Augen. Sie stehen etwas auseinander."

„Sonst nichts? Ich meine, wenn das alles ist ..., also ja, so sehen tausend kleine Mädchen aus. Was hat sie denn an?"

„Das ... nein, das weiß ich nicht."

Er fuhr noch ein Stück die Straße hinunter und hielt dann an einer Telefonkabine.

„Was ist?" Sie fuhr aus ihren Gedanken auf.

„Wenn Ihr geschiedener Mann Telefon hat", sagte er, „würd ich mal anrufen. Wenn wir wissen, was die Kleine anhat, könnten wir sie sicher leichter finden. Wir könnten hier und da fragen und sie beschreiben."

„Sie haben recht."

„Gut." Er beugte sich halb über sie und drückte an ihrer Seite den Wagenschlag auf. Dabei streifte er mit der Schulter ihre Brust. Sie bog sich steif zurück, und als er sich wieder aufrichtete, stieg sie rasch aus. Da sagte er noch:

„Vielleicht sorgen Sie sich auch ganz umsonst, und die Kleine hat von selbst wieder nach Hause gefunden. Da könnten wir die ganze Nacht suchen ..."

Aber das traf nicht zu, wie Gerda ihr sagte, die sich mit ängstlicher Stimme meldete.

„Aber warum sucht ihr denn nicht", rief Juliane erregt, „warum sucht sie denn keiner? Und warum sagt Kurschat, ich stecke dahinter, es sei allein meine Schuld, daß Renate fortgelaufen ist? Gerda — das ist doch alles Wahnsinn!"

„Es ist leider wahr", kam Gerdas Antwort zögernd. „Renate weiß jetzt, daß Sie ihre Mutter sind. Sie hat alles ausgeplaudert — daß wir uns mit Ihnen getroffen haben. Die gnädige Frau hat es dem Herrn Doktor gesagt. Er war sehr wütend, aber ich weiß nicht, was er in seiner Wut mit Renate gemacht hat, ich war nicht dabei. Aber Renate lief dann weinend zu mir und bettelte, daß ich sie zu Ihnen bringe. Ja, Frau Kurschat, sie wollte zu Ihnen, sie wollte fort. Ich nahm es nicht so ernst, und dann ..." Ihre Stimme ging in Schluchzen unter.

So war das also. Juliane hatte begriffen. Jetzt wußte sie, was sich im Hause Kurschat zugetragen hatte. Sie hatte einen bitteren, galligen Geschmack im Mund.

Sie hörte Gerda noch sagen, sie habe natürlich sofort überall nach Renate gesucht, in der Nachbarschaft nach ihr gefragt, straßauf, straßab, im ganzen Viertel. Nichts. Keine Spur von Renate. Aber sie halte es jetzt selber nicht mehr im Hause aus, die gnädige Frau kümmere sich um nichts, und der Herr Doktor sei noch unterwegs.

„Vielleicht hat sie sich auch nur versteckt, im Park, wissen Sie, beim Spielplatz ..."

„Ja." Jedes Wort fiel Juliane schwer. „Sucht sie! Alle müßt ihr sie suchen! Überall! Sie kann sich versteckt haben, möglich, aber sie kann sich auch verlaufen haben." Dann fiel ihr ein: „Was hat Renate an, Gerda? Ein Kleidchen oder Shorts?"

„Shorts", antwortete Gerda rasch. „Beige Shorts, dazu ein rostfarbenes Hemdblüschen mit kurzen Ärmeln. Und rote Sandalen mit weißen Söckchen."

„Da müßte sie leicht zu erkennen sein." Aber jetzt war alles gesagt, das Gespräch dauerte schon zu lange, und in jeder Minute, die nutzlos vertan war, konnte Renate in Gefahr sein. Es gab Autos und andere Kinder und ... nein, weiter wollte sie nicht denken ...

Dafür hatte Ferdinand Krieg inzwischen weitergedacht. Sie sagte ihm, was sie von Renates Kindermädchen erfahren hatte, und gab ihm die Beschreibung. Er nickte nur.

„Und wohin jetzt, Frau Kurschat? Wen gibt es denn sonst noch in der Stadt, zu dem sich das Kind geflüchtet haben könnte?"

Prominente schreiben zum Thema »Vorbestraft«

Man muß ihnen wieder eine Ordnung geben

Die Frage, die im modernen Strafrecht gestellt ist, lautet nicht, o b der Täter zur persönlichen Verantwortung zu ziehen ist, sondern w i e dies — mit dem Ziel der Resozialisierung — geschehen soll. Eine weitere Frage ist, wie die Gesellschaft dazu bewogen werden kann, diesen Bemühungen die notwendige Resonanz zu geben. Es ist oft genug erörtert worden, daß in unserer heutigen Gesellschaft die Wirksamkeit verbindlicher Verhaltensnormen und das soziale Verpflichtungsgefühl erheblich schwächer geworden sind. Die daraus entstandene Verhaltensunsicherheit des modernen Menschen erfordert in wachsendem Maße Hilfestellung für den einzelnen. Aus dieser Lage ist der Gedanke der sozialen Einzelhilfe und im Bereich des Strafrechts der Gedanke der Bewährungshilfe entstanden. Es ist notwendig geworden, über die Verwirklichung der rechtsstaatlichen Ordnung hinaus in den dafür geeigneten Fällen mit konstruktiven Maßnahmen in das Leben des Straffälligen hineinzuwirken und in der menschlichen und sozialen Unordnung jeweils ein Stückchen Ordnung oder wenigstens die Voraussetzungen dafür zu schaffen. Dem Richter erwächst damit in nicht wenigen Fällen eine zusätzliche, eine sozialpädagogische Aufgabe. Der Gesetzgeber strebt, soweit der Einzelfall es zuläßt, an Stelle der Freiheitsstrafen von geringerer Dauer oder zur Ergänzung längerer Freiheitsstrafen eine sinnvollere, die soziale Einordnung des Straffälligen begünstigende Behandlung an.

Bei der Anwendung von Jugendstrafrecht (bis 21. Lebensjahr) ist die Verbindung von Strafaussetzung oder Entlassung zur Bewährung mit der Bewährungshilfe obligatorisch, bei Erwachsenen kann ein Bewährungshelfer bestellt werden. Strafaussetzung zur Bewährung ist auf Jugendstrafen von nicht mehr als einem Jahr und auf Gefängnisstrafen von nicht mehr als neun Monaten beschränkt. Vorzeitige Entlassung zur Bewährung ist von der Höhe der Strafe nicht abhängig.

Der schon jetzt erreichte Umfang der Bewährungshilfearbeit wird daraus ersichtlich, daß am 31. 3. 1961 im Bundesgebiet für insgesamt etwa 26 000 „Probanden" (auf Bewährung Entlassene) Bewährungshelfer tätig waren. Davon waren etwa 17 000 nach dem Rechtsfolgensystem des Jugendgerichtsgesetzes und etwa 9000 nach allgemeinem Strafrecht Verurteilte. Die Bedeutung dieser Zahlen wird dadurch klarer, daß sich am gleichen Tage etwa 45 800 Personen im Vollzug einer Freiheitsstrafe oder einer freiheitsentziehenden Maßregel der Sicherung und Besserung befanden.

Es bleibt zu wünschen, daß die Öffentlichkeit der Behandlung der Vorbestraften und den Zielen der Bewährungshilfe größeres Verständnis entgegenbringt und in zunehmendem Maße die Rehabilitierung des Vorbestraften fördert.

DR. MANTLER
Amtsgerichtsdirektor
München

Es kommt sehr auf den guten Willen an

Es ist erfreulich, daß die Diskussion über die Wiedereingliederung entlassener Strafgefangener erneut in Fluß gekommen ist. Als einer, der nun 15 Jahre in der Arbeit an Gefangenen steht, möchte ich zunächst einmal sagen, daß es wichtig ist, in welche Zeit hinaus einer entlassen wird. Wenn etwa einer 1929 aus der Strafanstalt entlassen wurde, in eine Zeit der Arbeitslosigkeit hinein, tat er sich ungleich schwerer als heute in einer Zeit wirtschaftlicher Konjunktur. In unsere Anstalt kommt alle Monate ein Herr des Arbeitsamtes herein, der die Leute ausgezeichnet berät und unterbringt. Es ist nur so, daß nicht jeder die ihm gebotene Arbeit auch annimmt. Erst unlängst blieb eine Stelle mit 2,80 DM pro Stunde und 9,40 DM Auslöse pro Tag unbesetzt, weil der Entlassene zwar versprochen hatte die Arbeit aufzunehmen, dann aber nicht erschienen war.

Daß die Gesellschaft sich teilweise in pharisäischem Dünkel über Leute erhebt, die aus dem Gefängnis kommen, ist leider richtig. So wurde bei uns ein Handwerksmeister entlassen, der bis zu seinem 45. Lebensjahr sich sozial bewährt hatte und dann durch die Vergrößerung seines Betriebes in unglückliche Geldmanipulationen verwickelt worden war und verurteilt wurde. Seine bisherige Unbescholtenheit und seine gute Führung während der Strafzeit rechtfertigten einen Gnadenerweis und so kehrte er hoffnungsfroh in sein Städtchen zurück. Er erlebte nun, daß seine eigene Frau nichts mehr von ihm wissen wollte und daß er nicht einmal an der Konfirmation seiner Tochter teilnehmen durfte. Der Mann besuchte mich daraufhin und klagte mir sein Leid. Mutter und Schwester hatten ihn gut aufgenommen, ein Kollege stellte ihn sofort in seinen Betrieb ein, aber, so sagte mir der Entlassene: „Ich kann in kein Theater oder Konzert gehen, nicht einmal in ein Gasthaus, überall redet man hinter meinem Rücken." Der Mann wird jetzt Arbeit in einer anderen Stadt aufnehmen, die er — als erstklassiger Fachmann — unschwer finden wird. Man wird sich um ihn reißen.

Ein anderer Fall: Kurt Sch. Er war ca. 13 Jahre bei uns. Durch unseren Briefpartner-Dienst hatten wir ihn bei einer Baufirma unterbringen können. Kurt schrieb mir begeisterte Briefe aus seiner Freiheit. Es ging alles gut. Kurt war am 20. 6. 60 hier entlassen worden, brachte es bis zu 800,— DM monatlich. Und dann kam wieder der ungute Geist über ihn. Er verließ seinen Arbeitsplatz und Betreuer, gab sich als „Doktor" aus, erschwindelte hohe Summen und machte am 18. 1. 1961 seinem Leben durch Erhängen selbst ein Ende.

Man muß bei Beurteilung dieser Dinge recht nüchtern sein und darf die Schuld nicht jeweils nur auf einer Seite suchen. Daß die Gefängnisse die Leute ohne jeden Pfennig Geld auf die Straße stellten, wird heute wohl nirgend mehr geglaubt. Allein die Einkleidung eines Mannes — mit Mantel — kostet 300,— DM. Bei jedem wird für Arbeit gesorgt. Man darf aber auch nicht vergessen, daß es „klassenbewußte" Verbrecher gibt. Als ich vor kurzer Zeit den jungen Heinz M. fragte, was er für Arbeit vermittelt haben möchte, sagte er: „Keine". Als ich Näheres wissen wollte, sagte er lachend: „Eine gute Brechstange wird sich finden!"

Alkohol, Rauschgift, Spielbanken, Bordelle spielen bei den Entlassenen eine große, gefährliche Rolle. Mancher ist eben so schwach, daß er ständig eines Betreuers bedürfte. So viele Betreuer aber gibt es nicht. Viele Entlassene halten sich sehr tapfer, andere kommen immer wieder. Es kommt auf den Willen an. Innerhalb und außerhalb der Gefängnisse gibt es manche Menschen, die sich bemühen, dem Vorbestraften den Weg in die Gesellschaft zu ebnen. Gehen muß der Betreffende allerdings den Weg selber!

KONRAD MERKT
Evgl. Oberpfarrer
Strafanstalt Straubing/Ndb.

Der „Zuchthäusler" ist wieder da — und nun?

Ich glaube, daß ein Großteil der Gefangenen vor der Entlassung den guten Willen hat, ein neues Leben anzufangen und nicht mehr straffällig zu werden; aber die Hindernisse, diesen guten Vorsatz durchzuführen, die Schwierigkeiten, die sich dem Vorbestraften draußen entgegenstellen, sind sehr groß.

Während seiner Haftzeit in der Strafanstalt lebt der Gefangene in einer eigenen Welt, er lebt unter seinesgleichen, er gilt vielleicht sogar unter ihnen etwas. Wenn er aus dem Gefängnis herauskommt, verliert er die schützende Hülle, er ist bloßgestellt. In der Familie, entweder von seiten seiner Eltern oder von seiner Frau bekommt er Vorwürfe über Vorwürfe zu hören, jetzt entlädt sich meist erst das Gewitter, jetzt kommt erst alles zur Sprache, was er angerichtet hat. Und von den Hausbewohnern, von der Nachbarschaft, die meist die Vorgeschichte seines Falles genau kennen und eifrig untereinander besprochen haben, spürt er das eigenartige Interesse, das man an seiner Rückkehr nimmt, und wie von Tür zu Tür die Neuigkeit läuft: „Der Zuchthäusler" ist wieder da. Und wenn er zu einer Behörde kommt und seinen Entlassungsschein aus dem Gefängnis vorzeigen muß, dann wird er meistens nicht anders behandelt wie bei seiner Verhaftung. Welch einen Schock mag das alles für einen Menschen bedeuten, der den ehrlichen Willen hat, neu anzufangen, besonders bei einem Erstbestraften. Das verursacht das Gefühl der Minderwertigkeit, bedeutet Enttäuschung und führt zur Verbitterung, ja zu Haßgefühlen gegen die menschliche Gesellschaft. In solcher Situation ist die große Gefahr, daß er sich wieder zu seinesgleichen hingezogen fühlt, daß er wieder in die Gesellschaft seiner Kumpane zurückkehrt.

Gewiß — bei dem augenblicklich großen Bedarf an Arbeitskräften ist es den meisten Entlassenen möglich, schnell Arbeit zu finden. Aber wenn er eine Arbeitsstelle gefunden hat, dann steht er vor der Frage: soll er es bei der Bewerbung gleich sagen, daß er aus dem Gefängnis kommt? Dann muß er damit rechnen, daß man ihm mehr oder weniger höflich zu erkennen gibt, daß er nicht in Frage kommt. Verheimlicht er es, dann muß er nach einiger Zeit einen Fragebogen ausfüllen, in dem die Frage steht: Sind Sie vorbestraft?

Wenn es auch viele Beispiele gibt, wo ein Vorbestrafter sich wieder völlig gefunden hat, wieder eingegliedert ist im Arbeitsprozeß, wieder ein wertvolles Glied der menschlichen Gesellschaft geworden ist, so ist genauso häufig aber auch das Gegenteil der Fall, daß Vorbestrafte auf diesem Weg gescheitert sind, vielleicht durch eigene Schuld, vielleicht aber auch durch die Schuld der Gesellschaft, durch das Vorurteil, das gegen einen Vorbestraften besteht (das aber natürlich auch wieder begründet ist durch Enttäuschungen, die man von Vorbestraften erfahren hat).

Man muß wissen: diese Menschen sind schon an sich meist labil, willensschwach und haltlos. Nun sehen sie sich nach ihrer Entlassung einer Mauer von Schwierigkeiten gegenüber und haben oft nicht die Kraft, sich durchzukämpfen, sondern weichen lieber auf den leichteren Weg aus. Aber das ist sehr oft der Weg wieder zurück ins Unrecht.

ERNST HAGEMANN
Kath. Oberpfarrer
Strafanstalten München

„Aber Gerda hat schon überall nachgefragt."

„Überlegen Sie trotzdem mal." Und dann sagte er es, sprach aus, woran er plötzlich hatte denken müssen. „Ich will Ihnen keine Angst machen, aber wenn man so denkt, was in einer Stadt alles passieren kann, mit Kindern, mit kleinen Mädchen ..."

Juliane hatte Phantasie. Sie begriff. Der Gedanke schlug wie ein Dolch in ihr Herz.

„Nein!" Der Schrei blieb erstickt, ein elendes Wimmern, mehr nicht. Sie brach in sich zusammen wie unter einem Hieb, schlug die Hände ins Gesicht. „Nein ..." In ihrem nur noch zitternd wachen Bewußtsein jagten sich die Bilder, ins Gräßliche verzerrt.

Ferdinand Krieg schwieg. Sie tat ihm leid, nun ja, er war kein Gemütsmensch, ganz und gar nicht, und unfähig, sich in die Vorstellungswelt einer Mutter hineinzudenken. Er hatte gelernt, nur an sich zu denken, es war so seine Art, und so dachte er auch jetzt nur an sich, egoistisch und kalt. Und dachte: Wenn sie Trost braucht, na schön, ich bin ja auch noch da.

Er warf einen Blick auf die Taxameteruhr. Sie zeigte 13,80 Mark an. Kommt sie ganz schön teuer zu stehen, das Rumkutschieren, dachte er. Na schön, von mir aus noch stundenlang.

Juliane löste ihr Gesicht aus den Händen. „Wo sind wir jetzt?" Ihre Stimme klang wieder klar. Sie brauchte Hilfe, so kam sie nicht weiter. Sie nannte ihm eine Straße im Westen und bat ihn, sie hinzufahren. Es war die Straße, in der das Haus ihrer Eltern lag.

Ihr Vater! Daß sie jetzt an ihn dachte, kam ihr selber erstaunlich vor. Aber er war ein Mann, der im Leben stand, und oft hatte er Rat gewußt und im Handumdrehen Dinge aus der Welt geschafft, mit denen andere nicht fertiggeworden wären. Und er hatte Beziehungen.

Ferdinand Krieg fuhr sie hin. Die Taxameteruhr zeigte 17,20 Mark an, als Juliane sagte, er möge hier ein paar Minuten warten. Sie stieg aus und läutete am Parktor, es sprang auf, er sah sie hineingehen. Das Haus lag höher am Hang. Krieg steckte sich eine Zigarette an. Er kannte die Gegend, er wußte auch, wer der Besitzer dieser Villa war: Walter Brinkmann. Bauunternehmer, Kreistagsabgeordneter, Mitglied des Kirchenvorstandes. Ein in der Stadt bekannter und auch geachteter Mann. Einer der paar Millionäre dieser Stadt.

Na dann ... Krieg grinste schief. Seine Mutter hatte da mal so Andeutungen gemacht. Über den Millionär Brinkmann und ihre neue Untermieterin. Häßliche Andeutungen. Sie wußte ja nicht, daß Brinkmann Julianes Vater war.

Ferdinand Krieg bildete sich ein, auf seinem Weg einen Schritt weitergekommen zu sein. Diese Juliane Kurschat und dieser dicke Bonze? Na, da würde auch für ihn noch was abzukassieren sein ...

Julianes Eltern saßen beim Abendbrot. Das Hausmädchen erkannte Juliane und ließ sie eintreten. Juliane fragte blaß, kaum fähig zu sprechen: „Wo sind sie?" Das Mädchen deutete auf die Tür zum Eßzimmer. „Noch bei Tisch." Juliane ging hinein.

„Du?" Brinkmann stellte das Weinglas, aus dem er gerade einen Schluck getrunken hatte, so heftig zurück, daß es fast zerbrochen wäre. „Was willst du hier?"

„Vater ..." Sie kam nicht weiter. Ihre Mutter stand auf und kam ihr entgegen, zwei, drei zögernde Schritte. Sie sah, daß ihre Tochter in Not war. „Juliane ..."

Da war Juliane mit ihrer Fassung am Ende. „Mama, o Gott ..."

Juliane war selber Mutter, aber jetzt, in ihrer Angst um ihr Kind, war sie wieder wie ein Kind, das sich schutzsuchend in die Arme der Mutter flüchtete. Jetzt lösten sich der Schmerz, die Angst, das Grauen.

Sie hielten sich umarmt, die beiden Frauen. Juliane brachte kein Wort mehr hervor, sie weinte haltlos.

„Was ist los?" Es war Brinkmann,

Vorbestraft

Julianes Vater. Seine Stimme klang brüchig. Als Juliane nicht gleich antwortete, schlug er mit der Faust auf den Tisch. „Ich will wissen, was du hier willst!"

Juliane löste sich aus den Armen ihrer Mutter. Ihre Worte, von ihren Tränen noch halb erstickt, überstürzten sich. Dann verstand ihr Vater, was sie da sagte.

„Renate verschwunden, sagst du?" Er hing sehr an seinem Enkelkind, es war das einzige. „Renate ...?"

„Ja", sagte Juliane, „sie ist weggelaufen, vor Stunden schon. Sie wollte zu mir."

„Wieso zu dir?"

„Sie weiß jetzt wieder, daß ich ihre Mutter bin. Deshalb. Aber", rascher jetzt, um den Fragen ihres Vaters zuvorzukommen, „sie weiß ja nicht, wo sie mich finden kann. Jetzt irrt sie vielleicht irgendwo umher ..." Ihre Stimme wurde tonlos. „Wenn nicht schon was Schlimmeres passiert ist." Und wieder lauter, es war wie ein Hilferuf: „Papa, du mußt mir helfen ...!"

„So ist das?" Sein Gesicht sah grau aus. Er schob den Armstuhl zurück und stand auf. Aber er kam nicht zu ihr. Er ging an den beiden Frauen vorbei aus dem Zimmer. Das Telefon war in die Halle umgeschaltet. Er wählte die Sammelnummer des Polizeipräsidiums. Er sagte dem diensthabenden Kommissar, daß ein Kind gesucht werde, ein vierjähriges Mädchen. „Mein Enkelkind!"

Der Kommissar bat um eine Beschreibung des vermißten Kindes. Brinkmann sagte: „Moment", und rief nach Juliane. Sie kam. Er gab ihr den Hörer und sagte, ohne sie anzusehen: „Die Polizei braucht eine Beschreibung. Sag dem Beamten, wie Renate ausgesehen hat, wie sie angezogen war, als sie weglief."

Juliane schilderte dem Kommissar Renates Kleidung. Der versprach ihr, sofort alle Hebel in Bewegung zu setzen. Wenn er etwas erfahre, werde er sofort zurückrufen.

Julianes Mutter war den beiden gefolgt. „Setzt dich, Martha", sagte Brinkmann und nötigte sie in einen Sessel. Er blieb stehen. Juliane ging ruhelos hin und her. Es griff ihm ans Herz. Im Grunde war er gar nicht so hart, wie er sich meistens gab. Auch war er nicht mehr sicher, ob Juliane wirklich so schuldig war, wie er bisher geglaubt hatte.

Die Spannung zwischen ihnen war spürbar, keiner fand ein Wort. So blieben sie stumm, diese drei Menschen, Vater, Mutter, Tochter, stumm in einem verbissenen Schweigen, einander fremd, jeder mit seinen schweren Gedanken in seiner eigenen Welt eingesperrt wie in einem Gefängnis.

Als nach einer Zeit, die ihnen endlos vorkam, das Telefon zu läuten begann, blieb Juliane jäh stehen, und als Brinkmann abhob und sie hörte, daß der Anruf von der Polizei kam, stürzte sie zu ihrer Mutter und umklammerte sie. Das Gespräch war kurz. Brinkmann sagte nur ein paar Worte, dann „Danke", und legte auf.

„Es könnte Renate sein. Funkstreifenbeamte fanden ein kleines, völlig verstörtes Mädchen. Aber es will nicht sagen, wie es heißt. Sie haben es ins 4. Polizeirevier gebracht, in der Felsenstraße. Komm, wir fahren sofort hin."

Da war Juliane schon an der Tür. „Nein, Papa, laß mich allein hingehen.

Draußen wartet ein Taxi, es hat mich hergebracht." In der offenen Tür blieb sie noch einmal kurz stehen, sah sich mit einem verlorenen Blick nach ihrer Mutter um. Dann zu ihrem Vater.

„Danke . . ." sagte sie leise.

Im Taxi dann, auf halbem Weg zum Polizeirevier in der Felsenstraße, versuchte Ferdinand Krieg, zudringlich zu werden. Jetzt sei sie ja überm Berg, erledigt also die Geschichte mit dem Kind. Jetzt sei er am Zug. Sie könne sich wohl denken, daß er sich nicht gern um den Fahrpreis prellen lasse.

„Sehen Sie selbst", er deutete auf die tickende Taxameteruhr, „schon runde 22 Mark. Viel Geld." Er sah ihr an, daß sie nicht begriff, wie er es meinte, und wurde deutlicher: „Aber keine Angst, Frau Kurschat, Sie brauchen's nicht in harter Währung zu bezahlen." Er nahm die rechte Hand vom Steuer und tastete nach ihrem Knie. „Ich denke, wir verstehen uns, wie?" Über sein Gesicht glitt ein häßliches Grinsen.

Einen Augenblick war Juliane starr vor Entsetzen. Sie stieß seine Hand zurück.

„Halten Sie an! Sofort halten Sie an!"

„Nanu, was denn mit einemmal?" Jetzt war er es, der nicht sofort kapierte. Aber er stoppte und hielt am Straßenrand. Juliane zerrte Geldscheine aus ihrer Handtasche, warf sie ihm hin und war ausgestiegen, bevor er sie zurückhalten konnte.

„Verdammt!" Das mußte ihm passieren. Er wendete und fuhr in die Gablerstraße. Als er nach oben kam, kochte er vor Wut.

In der Korridortür stand ein Herr und unterhielt sich mit seiner Mutter, die gerade sagte: „Wie denn, ein Kind hat sie auch?"

Es war Harland. Er hatte zwei Stunden in dem Lokal gesessen, ohne daß er mit sich und seinen Gedanken zu Rande gekommen wäre. Er wollte Juliane noch einmal sehen, er mußte sie heute noch sehen, und da er gehofft hatte, sie sei inzwischen nach Hause gekommen, war er ins Haus gegangen und hatte bei der Witwe Krieg geklingelt.

Sie waren ins Gespräch gekommen, und so hatte Frau Krieg erfahren, was sich zugetragen hatte. Als ihr Sohn die Treppe heraufkam, rief sie ihm entgegen:

„Stell dir vor, Ferdl, — Frau Kurschat hat ein Kind." Sie war erregt und ein bißchen empört.

Ferdinand winkte ab. „Wenn das alles ist, da gibt's noch mehr." Die Wut kochte in ihm. „Bei der, sag ich dir, dürfen wir uns noch auf einiges gefaßt machen." Er sah Harland an. „Wohl 'n Freund von ihr, wie?"

Harland antwortete nicht.

„Und was sagen Sie, wenn ich Ihnen verrate, daß sie schuldig geschieden ist. Männeraffären, Sie verstehen?" Und, noch gehässiger: „Sie soll's ziemlich dick getrieben haben. Aber denken Sie bloß nicht, daß damit Schluß ist. Nicht die Spur. Ich habe sie ein bißchen herumgefahren, und wissen Sie, wo ich sie schließlich abgesetzt habe? Vor der Protzvilla des dicken Brinkmann. Wenn Sie wollen, können Sie sich selber 'nen Reim drauf machen. 'n Abend." Er tippte an seine Schirmmütze und schob sich an Harland und seiner Mutter vorbei in den Korridor.

„Aber Ferdl, woher weißt du das alles?" Das ließ der Witwe jetzt keine Ruhe. Ohne sich weiter um Harland zu kümmern, schlurfte sie hinter ihrem Sohn in die Wohnung zurück.

Harland blieb noch einen Augenblick stehen, drehte sich dann langsam um, wie betäubt, und ging müde die Treppe hinunter.

Wenn das wahr war . . .

Nein, es durfte nicht wahr sein! Mit ganzer Kraft wehrte er sich, diese ungeheuerlichen Behauptungen für wahr zu halten . . .

★

Auch Kurschat war auf den Gedanken gekommen, sich an die Polizei zu wenden. Der Anruf, daß ein kleines Mädchen gefunden sei, erreichte ihn zu Hause. Er traf knapp drei Minuten später als Juliane auf dem Revier in der Feldstraße ein.

In diesen paar Minuten war den beiden Revierbeamten, die sich bis zum Eintreffen der Mutter um das Kind gekümmert hatten, das Herz weich geworden. Sie waren einiges gewöhnt, im Dienst erlebte man so manches, aber als sie sahen, mit welch verzweifelter Inbrunst das Kind in die Arme seiner Mutter flüchtete, sich aufschluchzend anklammerte und bettelte: „Laß mich nicht mehr allein, Mutti, bitte, bitte nicht, laß mich bei dir bleiben", wischte sich der eine verstohlen die Augen. Er hatte selber Kinder . . .

Daß diese junge Frau die Mutter des Mädchens war, stand außer Zweifel und brauchte nicht erst amtlich festgestellt zu werden.

„Aber ja, gnädige Frau", sagte der Ältere, „natürlich können Sie Ihr Töchterchen gleich mitnehmen."

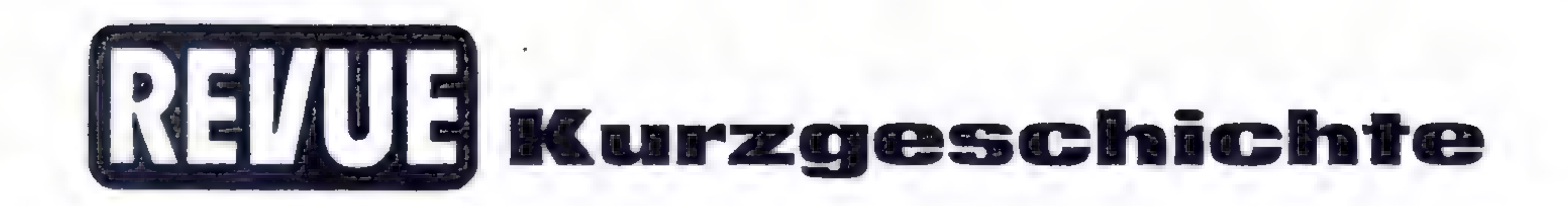
In diesem Augenblick trat Kurschat ein. Er hatte die letzten Worte mitbekommen.

Er nannte dem Beamten seinen Namen und sagte lächelnd: „Ich muß Sie leider korrigieren, Herr Wachtmeister. Sie ist zwar die Mutter, aber sie wurde schuldig von mir geschieden und wegen ‚versuchter Tötung' zu Gefängnis verurteilt. Das Kind wurde mir zugesprochen, und sie weiß sehr genau, daß ihr verboten ist, sich der Kleinen zu nähern."

Fortsetzung folgt in der nächsten 



„Du hast recht gehabt, es zu stärken, das erleichtert die jeweiligen Umzüge!"



Ein Hund zu festem

VON EFFI HORN

Andrea Kersten öffnete die Tür zur schmalen Terrasse, unter der die Weite der Oliven- und Palmenoase sich dehnte. Der Barmann hatte lange gebraucht, ihr den eisgekühlten Campari einzugießen, ungewohnt viele und lebhafte Gäste umdrängten ihn an diesem Abend, und seine schwarzen Araberaugen blieben immer wieder an einer der zarthäutigen, tiefdekolletierten Frauen hängen, statt sich auf Mixbecher, Sodaflaschen und Eiswürfel zu richten. Die Hitze hing noch in der weiten, von einer hohen Kuppel überdachten Halle des Hotels am Rande der Wüste. Trotzdem drehten sich einige Paare nach den langsamen Rhythmen eines Blues über den hellen Marmorboden.

Eine italienische Filmgesellschaft war vor drei Tagen zu Aufnahmen eingetroffen und hatte die wenigen Gäste, die bisher im weiten Raum des Speisesaales nahe Begegnungen beinahe absichtsvoll gemieden hatten, in den Wirbel ihrer lauten, koketten Nervosität gezogen. Paul Kersten, als bekannter Drehbuchautor, hatte schon im Kameramann einen alten Bekannten gefunden und so, gegen seine und Andreas Absicht, nun doch wieder Gesellschaft gerade aus jenem Kreis bekommen, dem er mit seiner Frau durch diese Reise nach Marokko eine Zeitlang entfliehen wollte. Andrea stand dabei, wie sie selbst es vorzog, etwas am Rande und schaute, zwischen Lächeln und Seufzen, dem alten, hektischen Spiel von Geschäftigkeit, Flirt und Selbstbestätigung zu, mit dem alle freien Stunden ausgefüllt wurden.

Als sie jetzt auf die Terrasse trat, sah sie dicht neben Paul ein schlankes Mädchen stehen, dessen flammend rotes Haar in theatralischer Pracht über den tiefen Ausschnitt eines türkisfarbenen Kleides fiel. Die beiden Gestalten, die einzigen auf der Terrasse, rührten sich nicht. Sie schraken nicht auseinander, nichts verriet, daß sie irgend etwas zu verbergen hätten. Trotzdem spürte Andrea im gleichen Augenblick, daß das Mädchen eine Gefahr bedeutete, ernsthafter, als sie für gewöhnlich in Pauls Begegnungen mit hübschen Frauen lag.

Das Mädchen sagte gerade mit einer kindlich kleinen Stimme: „Ich bin eben noch furchtbar jung und habe etwas Angst vor all den Männern."

Kein unflottes Kind, dachte Andrea verwundert. Von den fünfunddreißig Jahren ihres Lebens hatten achtzehn Paul gehört. Mehr als die Hälfte. Sie kannte ihn in jeder Bewegung, jeder Schwingung seiner Stimme. Der Hilferuf der jungen Unschuld schien ihn gerührt zu haben. Er stand neben dem Mädchen sehr aufrecht und doch wie hingezogen zu dem ihm zugewandten Gesicht mit der leicht gebogenen Nase, den großen, dunkelumrandeten Augen, dem üppig breiten, hellroten Mund.

Langsam wandte er sich Andrea zu. Nichts schien ihm aufzufallen am Gesicht seiner Frau. Er nahm ihr das kühle Getränk, das sie ihm anbot, aus der Hand, sagte, wie gewohnt, „dank dir, Liebling" und reichte das Glas dem Mädchen mit einer sorgend zärtlichen Bewegung, die Andrea beinahe körperlich schmerzte.

Das Mädchen, so wußte Andrea, stammte aus Deutschland. Sie war ein kleines Sternchen in Cinecittà geworden, das sich seither Beatrice de Galli

Preis

nannte. Wahrscheinlich hieß sie Babettchen Galler, dachte Andrea. Aber sie sagte kein Wort. Sie nickte den beiden nur zu und ging in guter Haltung in die Halle zurück.

Mit dem Lärm einer Jazzplatte brach das Gewirr von hundert Stimmen über sie herein. Der Regieassistent Laurenzo, ein amüsanter, ständig herumjagender junger Mann, bat sie, mit ihm zu tanzen. Sie lehnte freundlich ab. Der Apparat ihrer Selbstbeherrschung funktionierte tadellos. Sie lächelte, fragte im Vorbeigehen zwei whiskytrinkende schottische Damen nach ihrem Wohlergehen und ging schließlich durch die riesige gläserne Schwingtür, an der ein kleiner, maschinegeschriebener Zettel daran erinnerte, daß ihre Scheibe 10 000 Francs kostete und man daher seine Brieftasche schone, so man schonend mit ihr umging.

Vor dem Hotel brütete die Wüstenhitze noch im rotbraunen Staub und den schrundigen Felsen, in denen Andrea am Morgen eine Schlange aufgejagt hatte. Die Luft sog die letzte Feuchtigkeit aus Haut und Kehle. Nirgends ein Licht, nirgends ein Laut menschlichen Lebens. In den Palmen knisterte ein sanfter, keineswegs kühler Wind, der einen Hauch von Pfefferminz herantrug. Das Hotel, nur in wenigen Fenstern erleuchtet, lag wie ein verschlossener, unzugänglicher Block in der Verlassenheit der Nacht. Die Einsamkeit schien vollkommen.

Plötzlich war huschendes Leben neben Andrea. Scheu vorbeistreifende Wärme, leise jaulende Stimme. Ein Hund. Weiß und braun gefleckt, vom Hunger hergetrieben, sah er sie bettelnd an. Andrea, froh, ein lebendes Geschöpf zu spüren, durchkramte ihre Tasche nach einem Stück Zucker. Aber der Hund kannte keinen Zucker. Er spuckte ihn dreimal aus und versuchte ihn dreimal aufs neue, ehe er ihn genießbar fand. Dann bettelte er um mehr. Als sie ihn lockte, wich er erst scheu zurück, hielt dann aber ganz still unter ihrer streichelnden Hand und stieß sie ein paarmal sanft mit der Nase an, zum Dank für Zucker und Freundlichkeit. Plötzlich verschwand er wieder, wie verschluckt von Dunkelheit und Stille.

Andrea ging ins Hotel zurück. Paul saß mit Beatrice an der Bar. Er winkte Andrea zu, aber die Bewegung schien ihr nur ein Gruß und keine Aufforderung, näher zu kommen. So folgte sie Andrea Laurenzo, der sie nochmals um einen Tanz bat, ging wiegend nach den Takten einer unwirklich fernen Musik, trank aus einem Glas, das er ihr an der Bar holte, kühlen Sekt und lächelte sicher und träumerisch wie Jacqueline Kennedy, als Laurenzo, auf Paul und Beatrice deutend, sagte: „Unsere Klapperschlange umzischt ein neues Opfer. Ihr Glück, daß unser Aufnahmeleiter für drei Tage nach Rabat mußte. Er ist sehr eifersüchtig — und ein Starlet ist rasch abserviert."

Andrea verstand seine Warnung, die zugleich ein Trost sein sollte. Ohne hin-



Ein Hund zu festem Preis

zusehen, spürte sie jedoch die Verzauberung ihres Mannes, dank der kindlich-unschuldigen Sanftmut, die sich ihm anbot und all seinen Empfindlichkeiten Schonung versprach. Paul weiß natürlich, daß sie ein Luder ist, dachte Andrea, aber es ist ihm bequemer, so zu tun, als wüßte er's nicht.

Im Vorbeitanzen sah sie einen braunhäutigen Mann an einen der Marmorpfeiler der Halle gelehnt, mit schwarzfunkelnden Augen und krausem Kinnbart, dank des weißen Turbans und der blauen langen Djellabah eine fast biblische Erscheinung. Sie kannte ihn. Er hieß Muley, war Jäger und wurde für jedes Stück, das er rings ums Hotel schoß, bezahlt, Vögel, Katzen, Wüstenfüchse, eßbares oder schädliches Wild.

Ein paar der Filmleute unterhielten sich mit ihm. Er sprach gut französisch, lächelte jedoch nie und behandelte die hübschen, jungen Frauen, die sich ihm neugierig näherten, mit der einem Muselmanen zustehenden Herablassung.

„Bei Signor Muley könnte sogar ein Italiener in puncto Frauenbehandlung noch was lernen", sagte Laurenzo bewundernd. „Ich weiß nicht, ist's seine gutgespielte Mißachtung oder die Vielweiberei, was ihn unseren Damen so ungemein interessant macht."

Andrea erwiderte nichts. Sie beobachtete, daß auch Beatrice immer wieder zu dem großen, dunklen Mann herüberschaute, während ihr inniger Augenaufschlag Paul galt. Andrea hatte plötzlich genug von dem ganzen Spiel. Sie verabschiedete sich schnell von Laurenzo. Aber als sie oben auf ihrem Zimmer anlangte, schien sie von aller Entschlußkraft verlassen. Sie saß, ohne sich auszuziehen, auf ihrem Bett. Erst als das Licht erlosch, das stets um Mitternacht abgeschaltet wurde, tappte sie ins Badezimmer und ließ das lauwarme Wasser über Arme und Nacken laufen, ohne dabei Erfrischung zu finden.

Ihre Haut schien hart wie Papier an den Backenknochen anzuliegen. Vom offenen Fenster kam kein Luftzug. Die Qual der Hitze und der Schlaflosigkeit wurde keineswegs gemildert durch die quälende Frage, warum Paul nicht kam, obwohl Musik und Stimmen in der Halle unten längst verstummt waren. Aber als sie Stunden später seinen Schritt hörte, tat Andrea, als schliefe sie — und er vermied behutsam, sie zu wecken.

Plötzlich begann das Geheul der Hunde. Langgezogen, winselnd, bald näher, bald ferner. Wütendes Geraufe, wildes Heulen, erbittertes Gebell. In ihren Stimmen lebte die Verlassenheit der Wüste, die Angst der Nacht, die Verzweiflung des Hungers, die Wut über den Rivalen. Ihre Stimmen lösten den Bann, der Andrea den ganzen Abend wie ein eiserner Reifen umschlossen gehalten hatte. Sie wurde heiß vor Zorn, Kummer und rachsüchtiger Eifersucht. Der Aufruhr der Hunde schürte die Rebellion ihres Herzens. Hier in Afrika lebte man in anderen Dimensionen des Gefühls, so spürte sie — und wünschte der Klapperschlange Beatrice eine schwarze Mamba unters Leintuch.

„Verdammte Köter", murmelte Paul und drehte sich seufzend um. Aber Andrea gab keine Antwort. Sie hielt förmlich den Atem an — und die Hunde wurden ebenso plötzlich still, wie sie zu lärmen begonnen hatten.

Beatrice de Galli, so erzählte Paul seiner Frau ziemlich unbefangen beim Frühstück, sei keineswegs ein Star, sondern nur mit ein paar Szenen in dem Film bedacht. Sie scheine aber begabt, setze sich nur nicht recht durch, weil sie eben nicht den branchenüblichen Weg gehen und sich mit jedem Maßgebenden einlassen wolle. Sie sei richtig aufgeblüht, mal einen Mann getroffen zu haben, der nichts von ihr wollte...

„Und der Mann warst du?" fragte Andrea, Spott und Staunen unüberhörbar in der Stimme.

„Jawohl", erklärte Paul unnötig energisch. „Und ich werde einem Mädchen, das beinahe meine Tochter sein könnte, auch etwas helfen, sich zur Wehr zu setzen. Heute will ich sie mit zum Kamelmarkt in Erfoud nehmen. Sie hat mich so sehr darum gebeten, weil sie sonst mit den anderen, aufdringlichen Burschen fahren müßte."

Andrea antwortete nicht gleich. Sie streifte, um ein völlig unkontrollierbares Zittern ihrer Hand zu verbergen, den Marmeladelöffel langsam und umständlich ab und sagte: „In ganz Marokko scheinen nur Aprikosen zu wachsen."

„Nicht nur in Marokko", erwiderte Paul ungeduldig, „Aprikosenmarmelade wächst in sämtlichen Hotels der Welt."

Aber ehe ihr Gespräch sich für Unverbindlichkeit oder Gereiztheit entscheiden konnte, ehe die trügerisch glatte Mauer des Geplänkels vor dem Unausgesprochenen einstürzte, wurden sie unterbrochen, ihre Aufmerksamkeit gepackt von einem Auftritt in der Hotelhalle. Muley, heute in seinem üblichen, bequemen Anzug des Jägers, mit Turban, Joppe und loser Faltenhose, das Gewehr am Riemen und das krumme Messer am bunten Strick unterm Arm, stand am Schalter der Rezeption und wies dem Hoteldirektor die Ausbeute seines ersten Pirschganges vor. Am ledernen Galgen seines Rucksacks hingen ein Dutzend Wachteln, zierliche Lerchen und zartgrüne Vögel, die Andrea nicht kannte und die, wie sie wußte, nur geschossen wurden, damit sie nicht ein paar Datteln oder Gerstenkörner fraßen. Muley achtete genau darauf, daß für jedes Vögelchen seine Abschußgebühr eingetragen wurde, und wiederholte mit seiner rauhen, heiseren Stimme laut jede Zahl, die ihm der Direktor in seinem geschmeidigen Französisch zurief.

In dies ernste Geschäft brach laut und aufsehenerregend Beatrice unvermutet ein. Hellgrün und sehr eng gekleidet, kam sie durch die Schwingtür, ohne auf behutsame Behandlung des leise klirrenden Glases sonderlich zu achten. Auf Pauls Gruß hin winkte sie lebhaft, aufstrahlend, doch heute ohne kindliche Unschuld und Anbetung im Blick. Mit ihren schönen, hohen Beinen ging sie, die flammenden Haare schmal in den Nacken gestrichen, durch die Halle auf den Jäger zu. Sie sprach halblaut und rasch auf ihn ein und deutete aufgeregt nach der Tür. Er nickte mit Würde, sie eilte voraus, seltsamen Triumph auf dem schönen Gesicht. Muley folgte gemessenen Schritts, der arabische Hausdiener und der Frühstückskellner rannten hinter den beiden drein.

„Eine Löwenjagd, vermutlich", rief Laurenzo lachend Andrea zu und ging mit ihr und Paul ebenfalls vors Hotel. Draußen stand Beatrice, hell und blühend, neben ein paar braunen, schmutzigen Beduinenfrauen, die gekommen waren, ihre Körbe und Teppiche anzubieten.

„Was ist denn los?" fragte Paul, aber Beatrice schüttelte nur den Kopf, als wolle sie eine köstliche Überraschung nicht vorzeitig verraten. Der Jäger kletterte über ein paar Felsbrocken, Andrea meinte, vielleicht habe man wieder eine Schlange entdeckt. Als er gut hundert Schritte entfernt stand, hob er das Gewehr. Er visierte lange und genau. Sein Ziel mußte ein ungewöhnlich ahnungsloses oder geduldiges Wild sein. Als Muley endlich schoß, fiel schwer und in traurigem Salto, ein großes, braunweißes Tier über die Felsen. Es heulte auf und richtete sich mühsam auf den Vorderbeinen noch einmal auf.

„Ein Hund — mein Hund", rief Andrea entsetzt, als sie den Gefleckten erkannte, dem sie am Abend vorher Zucker gegeben hatte. Mit gelähmtem Rückgrat schleppte der Hund sich weiter, aufjammernd, heulend und knurrend in seiner Qual. Andrea schossen die Tränen in die Augen. Undeutlich nur sah sie, wie der turbangeschmückte Jäger nach unten stieg, wo das Tier in letzter Abwehr sich noch einmal drohend zu erheben suchte. Aber seine Kraft war gebrochen, und eine zweite Kugel machte allem ein Ende. Der Jäger stieß den leblosen Körper in einen Graben und kam zurück,

mit dem zufriedenen Schritt getaner Arbeit.

„Was für ein hartes Land — für Menschen und Tiere", flüsterte Andrea und wandte sich zum Gehen. Da klang Beatrices angenehme, kindlich unschuldige Stimme.

„Die halbe Nacht", sagte sie, schmollend, in anklagender Empörung, „habe ich wegen dem Vieh nicht schlafen können. Aber heute früh sah ich den Hund ans Haus schleichen, als suche er jemand, und da habe ich mir gedacht: Dich krieg ich — und hab ihn dem Muley gezeigt! Die anderen soll er auch noch wegputzen — die waren bloß zu scheu und sind gleich weg, wie sie mich sahen."

„Meine Schuld", sagte Andrea, „daß der Braungefleckte so töricht war, stehenzubleiben. Ich habe ihm gestern abend anscheinend Vertrauen zu den Menschen eingeflößt. Das mußte er heute schon büßen, der Arme..."

„Ach, Hunde gibt's genug", gab Beatrice kampflustig zurück, „und überhaupt, was einen stört, muß weg."

Schön, strahlend, sanft erglühend in freundlicher Bewunderung nickte sie dem Jäger zu, was der Dunkelhäutige mit der seinem Männerstolz zukommenden Würde augenblitzend zur Kenntnis nahm. Beatrice legte die Hände in einer Geste des Beifalls aneinander, wandte sich dann aber rasch zu Paul und fragte halblaut: „Ich hol mir nur schnell meinen Hut — dann können wir zum Kamelmarkt fahren!"

„Nicht nötig", erwiderte Paul schroff. „Ich fahre nicht." Beatrice sah ihn verwundert, dann mißbilligend an und errötete vor Zorn. Blitzschnell war aus ihrem Gesicht alle Zärtlichkeit weggewischt. Andrea erschrak vor dem grausamen, kalten Blick, dem sie begegnete. Aber Beatrice sagte nichts mehr. Sie zuckte die Achseln, warf den Kopf zurück, daß ihr rotschimmerndes Haar sich über den Nacken breitete, und ging schnellen Schritts ins Haus. Laurenzo blinzelte Andrea aufmunternd zu. „Was habe ich gesagt? Klapperschlange. Böse und gefährlich. Besonders in gereiztem Zustand!"

Paul griff nach der Hand seiner Frau und zog sie rasch mit sich ins Hotel zurück. An der Rezeption stand der Jäger und klopfte leise auf das Pult, um den Direktor schneller heranzurufen.

„Un Chien — huit cent francs!" rief er laut. Ein Hund achthundert Francs. Der Hotelier schrieb die Summe in seine Liste.

„Fünf Mark für ein Leben." Andreas Stimme klang müde und erschöpft. „Das ist nicht teuer, wie? Nicht viel für einen freundlichen, armen, hungrigen Hund..."

„Er wäre wahrscheinlich über kurz oder lang einmal abgeknallt worden, wenn er ums Hotel lungerte", sagte Paul. „Ich verstehe nur nicht, wie eine Frau, ein junges, zartes Mädchen, das veranlassen konnte."

„Sie ist weder so jung, noch so zart wie sie tut", erwiderte Andrea behutsam. „Laurenzo sagt, sie sei einunddreißig — was man ihr nicht ansieht — und nennt sie eine Klapperschlange, was ich ihm heute glauben möchte..."

„Was ihr Frauen von anderen Frauen immer gleich 'rausbringt." Paul schüttelte staunend den Kopf. „Aber ich muß dir sagen, Andrea, Liebling: ich hab genug von der ganzen Gesellschaft samt dem Muley. — Wollen wir weiterfahren und wieder für uns sein? Wir wollten doch in Fez noch einen Teppich kaufen... Ich glaube, ich bin dir den schönsten schuldig, den ich bezahlen kann..."

ENDE

DJILAS

GESPRÄCHE MIT STALIN

Ich werde

In der Uniform eines Generals der jugoslawischen „Volksbefreiungsarmee" kommt Milovan Djilas 1944 zum erstenmal in die Sowjetunion. Er ist — nach einer steilen revolutionären Karriere, die ihn aus der montenegrinischen Provinz bis auf den Platz eines der engsten Mitarbeiter Titos geführt hat — das prominenteste politische Mitglied der ersten jugoslawischen Militärmission, die nach Moskau geht. Der Krieg rollt im Osten auf die deutschen Grenzen zurück. Jugoslawien ist verwüstet, aber es kämpft verbissen um seine Befreiung.

Der Besuch in Moskau hat zum wichtigsten Ziel die Anerkennung der Tito-Regierung durch den sowjetischen Bundesgenossen. Die Verhandlungen bringen Djilas mit den Spitzen der Kreml-Hierarchie zusammen. Zwei Einladungen bei Stalin lassen ihn die Persönlichkeit des Mannes erkennen, der der unbestrittene Beherrscher der Sowjetunion ist: Grob, kategorisch, aber auch geprägt von Lebhaftigkeit und einem gewissen Humor. In seinem Buch „Gespräche mit Stalin", das ihm soeben fast neun Jahre Kerker eintrug und dessen wesentliche Teile REVUE im Wortlaut bringt, schildert Milovan Djilas eines der ausgedehnten Abendessen, die die einzige Unterhaltung in Stalins düsterem und monotonem Leben waren.



Der erste Mann der „Volksbefreiungsarmee": Tito beim Kartenstudium während der Septembertage 1942 im Lager von Mlinischta

das Opfer meiner Offenheit

 Übersetzt von Hermann Junius

Offenbar waren Stalins Mitarbeiter an diese Arbeits- und Lebensweise gewöhnt und verbrachten die Nacht beim Essen mit Stalin oder mit Persönlichkeiten aus ihren eigenen Reihen. Sie kamen nicht vor Mittag ins Büro und blieben dort gewöhnlich bis spät abends. Dies komplizierte und erschwerte die Arbeit der höheren Verwaltung, aber sie paßte sich diesen Gewohnheiten an, was sogar auf das diplomatische Korps, sofern es mit Mitgliedern des Politbüros Berührung hatte, zutraf.

Es gab keine feste Regel, nach der Mitglieder des Politbüros oder andere hohe Beamte diesen Abendessen beigewohnt hätten. Gewöhnlich waren diejenigen anwesend, die mit den Angelegenheiten des Gastes oder den laufenden Problemen zu tun hatten. Offensichtlich war der Kreis jedoch begrenzt, und es stellte eine besondere Ehre dar, zu einem solchen Essen eingeladen zu werden. Nur Molotow nahm immer an ihnen teil, und ich bin überzeugt, daß dies nicht nur deshalb geschah, weil er als Kommissar, das heißt Minister, für Auswärtiges fungierte, sondern auch weil er praktisch Stalins Stellvertreter war.

Bei diesen Abendessen kamen die Sowjetführer einander am nächsten. Jeder erzählte aus seinem Dienstbereich — wen er an dem betreffenden Tag gesprochen hatte, mit welchen Plänen er sich trug. Die schwerbeladene Tafel und die beträchtlichen, wenn auch nicht maßlosen Alkoholmengen belebten die Geister und vertieften die Atmosphäre der Herzlichkeit und Zwanglosigkeit. Ein uneingeweihter Gast hätte kaum einen Unterschied zwischen Stalin und den übrigen entdeckt. Aber er bestand. Seine Meinung wurde sorgsam registriert. Keiner widersprach ihm zu heftig. Das Ganze glich eher einer patriarchalischen Familie mit einem besonders gestellten Oberhaupt, dessen schwache Seiten die anderen immer nur sehr behutsam berührten.

Stalin nahm Mengen an Speisen zu sich, die selbst bei einem wesentlich größeren Mann noch ungeheuer gewesen wären. Er suchte sich gewöhnlich Fleischgerichte aus, was erkennen ließ, daß er aus dem Gebirge stammte. Er liebte auch alle möglichen Spezialitäten, an denen dieses Land mit seinen verschiedenen Klima- und Kulturzonen reich war, aber ich konnte nicht feststellen, daß er irgendeine Lieblingsspeise hatte. Er trank mäßig, meistens Rotwein oder Wodka in kleinen Gläsern. Ich habe nie ein Anzeichen von Trunkenheit an ihm festgestellt, was ich von Molotow nicht behaupten könnte und schon gar nicht von Berija, der praktisch ein Trinker war. Da die Sowjetführer allesamt bei diesen Diners zu viel Nahrung zu sich nahmen, aßen sie untertags nur wenig und unregelmäßig, und viele von ihnen legten jede Woche einen Diättag mit Obst und Säften ein, der *rasgruschenije*, der „Entschlackung" zuliebe.

Bei solchen Abendessen wurde über das Schicksal des weiten russischen Landes, der neugewonnenen Territorien und, bis zu einem gewissen Grade, der gesamten Menschheit entschieden. Und selbst wenn dabei jene geistigen Schöpfer, „jene Seelen-Ingenieure" nicht zu großen Taten inspiriert wurden, so trug man hier doch sicher viele Taten für immer zu Grabe.

Ich hörte aber nie, daß von innerparteilicher Opposition oder ihrer Bekämpfung gesprochen wurde. Offenbar gehörte das weitgehend in den Entscheidungsbereich Stalins und der Geheimpolizei, und da die Sowjetführer auch Menschen sind, vergaßen sie mit Freuden Angelegenheiten des Gewissens, und dies um so bereitwilliger, als jede Regung des Gewissens für sie selbst gefährlich gewesen wäre.

Ich will von dem zwanglosen Wandern von Thema zu Thema bei diesem einen Abendessen nur das erwähnen, was mir bedeutsam erschien.

An frühere Bindungen zwischen den Südslawen und Rußland erinnernd, sagte ich: „Aber die russischen Zaren haben die Bestrebungen der Südslawen nicht verstanden — sie waren an imperialistischer Expansion interessiert und wir an Befreiung."

Stalin stimmte dem zu, aber auf andere Weise: „Ja, den russischen Zaren fehlte es an Weitblick."

Stalins Interesse an Jugoslawien unterschied sich von dem der anderen Sowjetführer. Ihn beschäftigten nicht die Opfer und die Zerstörung, sondern die Frage, welche inneren Beziehungen man hergestellt hatte und wie stark die Aufstandsbewegung tatsächlich war. Diese Informationen gewann er nicht durch direkte Fragen, sondern im Laufe der Unterhaltung.

An einem Punkt brachte er ein Interesse an Albanien zur Sprache. „Was geht dort unten eigentlich vor? Was für Leute sind die Albanier?"

Ich erklärte: „In Albanien geschieht so ziemlich das gleiche wie in Jugoslawien. Die Albanier sind das älteste Balkanvolk — älter als die Slawen und sogar noch älter als die ältesten Griechen."

„Aber wie kommen dann ihre Orte zu slawischen Namen?" fragte Stalin. „Haben sie nicht irgendeine Verbindung mit den Slawen?"

Ich erklärte auch das. „Die Slawen bewohnten die Täler in früheren Zeiten — daher die slawischen Ortsnamen —, und zur Zeit der Türken haben die Albanier sie dann verdrängt."

Stalin zwinkerte scherzhaft. „Ich hatte gehofft, daß die Albanier wenigstens ein bißchen slawisch wären."

Als ich von der Art der Kriegsführung in Jugoslawien und ihrer Grausamkeit berichtete, wies ich darauf hin, daß wir keine deutschen Gefangenen machten, weil sie alle unsere Gefangenen töteten.

Im Verlauf der Unterhaltung sagte er über die Deutschen: „Sie sind ein merkwürdiges Volk, wie die Schafe. Ich erinnere mich noch aus meiner Kindheit: wo der Leithammel hinging, da folgten ihm alle ande-

DJILAS

GESPRÄCHE MIT STALIN

ren nach. Ich erinnere mich auch noch — als ich vor der Revolution in Deutschland war, da kam einmal eine Gruppe von deutschen Sozialdemokraten zu spät zum Kongreß, weil sie warten mußten, bis ihre Billetts bestätigt waren oder so etwas Ähnliches. Wann würden die Russen jemals so etwas tun? Jemand hat einmal sehr richtig gesagt: ‚In Deutschland kann man keine Revolution machen, weil man dazu den Rasen betreten müßte.'"

Er erkundigte sich nach den serbischen Worten für bestimmte Dinge. Natürlich wurde die große Ähnlichkeit zwischen dem Russischen und dem Serbischen offenkundig. „Bei Gott", rief Stalin aus, „da besteht kein Zweifel: dasselbe Volk."

Auch Anekdoten wurden erzählt. Eine, die ich erzählte, gefiel Stalin besonders: „Ein Türke und ein Montenegriner kamen einmal während einem der seltenen Augenblicke der Waffenruhe miteinander ins Gespräch. Der Türke wollte wissen, weshalb die Montenegriner ständig Krieg führten. ‚Um zu plündern', antwortete der Montenegriner. ‚Wir sind arm und hoffen, etwas zu erbeuten. Und warum kämpft ihr?' ‚Um Ehre und Ruhm', erwiderte der Türke. Worauf der Montenegriner zurückgab: ‚Jeder kämpft eben um das, was er nicht hat.'" Stalin lachte schallend und meinte: „Bei Gott, das ist tiefsinnig: jeder kämpft um das, was er nicht hat."

Molotow lachte auch, aber wiederum zurückhaltend und lautlos. Er war tatsächlich unfähig, Heiterkeit zu verbreiten oder Humor zu empfinden.

Stalin fragte, welche kommunistischen Führer ich in Moskau getroffen hatte, und als ich Dimitrow und Manuilsky erwähnte, bemerkte er: „Dimitrow ist geschickter als Manuilsky, viel geschickter."

Dabei kam er auf die Auflösung der Komintern zu sprechen: „Die im Westen sind so schlau, daß sie uns gegenüber nichts davon erwähnten. Und wir sind so stur, daß wir sie überhaupt nicht aufgelöst hätten, wenn sie etwas davon gesagt hätten! Bei der Komintern wurde die Lage immer unnatürlicher. Wjatscheslaw Michailowitsch hier und ich, wir haben uns den Kopf zerbrochen, während die Komintern ihre eigenen Wege ging — und der Zwiespalt immer schlimmer wurde. Mit Dimitrow ist leicht zusammenarbeiten, aber mit den anderen war das schwerer. Vor allem aber war etwas Anomales, Unnatürliches an der bloßen Existenz eines allgemeinen kommunistischen Traums zu einer Zeit, als die kommunistischen Parteien nach einer nationalen Sprache hätten suchen und unter den in ihren Ländern herrschenden Bedingungen hätten kämpfen sollen."

Zwei Depeschen trafen im Laufe des Abends ein; Stalin gab sie mir beide zu lesen.

Die eine teilte mit, was Subasic im amerikanischen Außenministerium gesagt hatte. Subasics Standpunkt war folgender: Wir Jugoslawen können nicht gegen die Sowjetunion sein, noch können wir eine antirussische Politik verfolgen, denn die slawischen und prorussischen Gefühle sind bei uns sehr stark.

Stalin bemerkte dazu: „Da macht Subasic den Amerikanern einmal Angst. Aber warum macht er ihnen Angst? Ja, er macht ihnen Angst! Aber warum, warum?"

Und dann setzte er, wahrscheinlich weil er mein erstauntes Gesicht sah, hinzu: „Sie stehlen unsere Depeschen, wir stehlen ihre."

Die zweite Depesche kam von Churchill. Er teilte mit, daß die Landung in Frankreich am nächsten Tag beginnen werde. Stalin begann sich über die Depesche lustig zu machen. „Ja, die Landung wird stattfinden, wenn kein Nebel kommt. Bis jetzt kam immer etwas dazwischen. Ich nehme an, morgen wird es etwas anderes sein. Vielleicht begegnen ihnen ein paar Deutsche! Hm, wenn sie jetzt ein paar Deutschen begegnen, was dann? Vielleicht gibt's dann keine Landung, sondern nur Versprechungen, wie gewöhnlich."

Stockend und zögernd, in seiner üblichen Art, begann Molotow zu erklären: „Nein, diesmal werden sie wirklich landen."

Ich hatte den Eindruck, daß Stalin nicht ernstlich an der alliierten Landung zweifelte, sondern daß er sich über sie lustig machen wollte, besonders über die Gründe der bisherigen Verschiebungen.

Wenn ich heute das Resumé dieses Abends ziehe, glaube ich schließen zu können, daß Stalin den jugoslawischen Führern bewußt Angst machte, um ihre Bindungen an den Westen zu lockern, und daß er gleichzeitig versuchte, ihre Politik seinen Interessen und seinen Beziehungen zum Westen, in erster Linie zu Großbritannien, unterzuordnen.

Ideologie, Methodik persönlicher Erfahrung und des historischen Instinkts ließen ihn nur das als gesichert ansehen, was er in der Hand hielt, und jeder, der außerhalb der Kontrolle seiner Polizei stand, war ein potentieller Feind. Wegen der besonderen Kriegsumstände war die jugoslawische Revolution seiner Kontrolle entglitten, und die Macht, die hinter ihr anwuchs, wurde sich allmählich ihres Potentials zu sehr bewußt, als daß er ihr einfach Befehle hätte erteilen können. Er war sich darüber genau klar und tat daher das einzig mögliche — er beutete die antikapitalistischen Vorurteile der jugoslawischen Führer gegen die Staaten des Westens aus. Er versuchte, diese Führer an sich zu binden und ihre Politik der seinen unterzuordnen.

Die Welt, in der die Sowjetführer lebten — und das war auch meine Welt —, bekam für mich langsam ein neues Aussehen: furchtbarer Kampf nach allen Seiten. Alles wurde reduziert auf diesen Kampf, der sich nur in der Form wandelte und den nur der Stärkere und Geschicktere überlebte. War ich schon vorher voller Bewunderung für die Sowjetführer, so erlag ich nun einer zu Kopf steigenden Begeisterung für die unerschöpfliche Willenskraft und Klarsicht, die sie keinen Augenblick verloren.

Das war eine Welt, in der es keine andere Wahl gab als Sieg oder Tod.

Das war Stalin — der Baumeister eines neuen Gesellschaftssystems.

Als ich mich verabschiedete, fragte ich Stalin abermals, ob er etwas zur Arbeit der jugoslawischen Partei zu sagen habe. Er erwiderte: „Nein, das habe ich nicht. Sie wissen selbst am besten, was zu tun ist."

Nach meinem Eintreffen auf der Insel Vis berichtete ich dies Tito und den anderen Mitgliedern des Zentralkomitees. Und ich faßte meine Moskaureise folgendermaßen zusammen: Die Komintern existiert faktisch nicht mehr, und wir Jugoslawen müssen uns selbst helfen. Wir müssen uns in erster Linie auf unsere eigene Kraft verlassen.



Milovan Djilas (rechts) mit einem Kameraden im Wald von Glamotscha, Bosnien, im September 1942. Es war die Zeit, in der die jugoslawische „Volksbefreiungsarmee", insgesamt 150 000 Mann, sich konsolidierte. Aus losen Partisanengruppen wurden größere militärische Verbände geschaffen

Stalin überreichte mir zum Abschied nach diesem Essen einen Degen für Tito — als Geschenk des Obersten Sowjets. Diesem prächtigen Geschenk fügte ich auf der Rückreise via Kairo noch mein eigenes bescheidenes Mitbringsel hinzu: ein elfenbeinernes Schachspiel. Ich glaube nicht, daß dabei eine Symbolik mitsprach. Aber es will mir scheinen, als hätte schon damals in meinem Innern unterdrückt eine Welt existiert, die sich von der Stalins unterschied.

Von der Fichtengruppe um Stalins Villa stiegen der Nebel und die Morgendämmerung auf. Stalin und Molotow, müde nach einer schlaflosen Nacht, schüttelten mir an der Tür die Hand. Der Wagen brachte mich hinaus in den Morgen und in ein noch nicht erwachtes Moskau, das im blauen Junidunst und in Tau gebadet dalag. Das gleiche Gefühl erfaßte mich wieder, das ich beim Betreten des russischen Bodens empfunden hatte: Die Welt war letzten Endes doch nicht so groß, wenn man sie von diesem Land aus betrachtete. Und vielleicht nicht unüberwindlich — wo es Stalin gab und die Ideen, von denen man annahm, daß sie endlich dem Menschen die Wahrheit über die Gesellschaft und sich selbst offenbart hatten.

Es war ein schöner Traum — in der Realität des Krieges. Menschen leben in Träumen und Realitäten.

Meine zweite Reise nach Moskau, und damit meine dritte Begegnung mit Stalin, hätte wahrscheinlich niemals stattgefunden, wenn ich nicht das Opfer meiner eigenen Offenheit geworden wäre.

Nach dem Einmarsch der Roten Armee in Jugoslawien und der Befreiung Belgrads im Herbst 1944 verübten Angehörige der Roten Armee einzeln und in Gruppen so viele schwerwiegende Überfälle auf Zivilisten und Soldaten der jugoslawischen Armee, daß sich daraus für das neue Regime und die Kommunistische Partei ein Problem ergab.

Die jugoslawischen Kommunisten sahen in der Roten Armee ein Idealbild. In ihren eigenen Reihen bestraften sie jeden noch so geringfügigen Fall von Plünderung und jedes Verbrechen unbarmherzig. Sie waren angesichts der Übergriffe sowjetischer Soldaten verwirrter als die übrige Bevölkerung, die aus Erfahrung bei jeder Armee mit Plünderung und Verbrechen rechnete. Schlimmer noch: die Feinde des Kommunismus schlachteten diese Vergehen von Soldaten der Roten Armee bei ihrem Kampf gegen das noch nicht gefestigte Regime und den Kommunismus im allgemeinen aus. Das Problem wurde noch kompliziert durch die Tatsache, daß die Kommandostellen der Roten Armee auf Klagen nicht reagierten und so der Eindruck entstand, daß sie die Übergriffe guthießen.

Gleich nach Titos Rückkehr aus Rumänien nach Belgrad — er besuchte bei dieser Gelegenheit auch Moskau und begegnete zum ersten Male Stalin — mußte diese Frage zur Sprache gebracht werden.

Bei einer Besprechung bei Tito, der ich zusammen mit Kardelj und Rankovic beiwohnte — wir vier waren die bekanntesten Führer der jugoslawischen Partei —, wurde beschlossen, die Angelegenheit dem Chef der sowjetischen Mission, General Kornejew, vorzutragen. Damit Kornejew den Ernst des Problems verstand, wurde beschlossen, daß nicht nur Tito mit ihm sprechen sollte, sondern daß auch wir drei anderen zusammen mit den beiden prominentesten jugoslawischen Kommandeuren, den Generälen Peko Dapcevic und Koca Popovic, dabeisein sollten.

Tito unterbreitete Kornejew die Angelegenheit äußerst ruhig und höflich. Deshalb wirkte die grobe und beleidigte Art, mit der der Russe alles zurückwies, um so erstaunlicher. Wir hatten Kornejew als Genossen und Kommunisten angesprochen, und jetzt rief er: „Im Namen der Sowjetregierung protestiere ich gegen derartige Verunglimpfungen der Roten Armee, die ..."

Alle Bemühungen, ihn zu überzeugen, waren vergebens. Er fühlte sich auf einmal als der Vertreter einer Großmacht und einer „Befreiungsarmee".

An diesem Punkt schaltete ich mich ein: „Das Problem liegt auch darin, daß unsere Feinde diese Dinge gegen uns ins Feld führen und die Übergriffe der Soldaten der Roten Armee mit dem Verhalten der englischen Offiziere vergleichen, die sich solche Vergehen nicht gestatten."

Gerade darauf reagierte Kornejew mit grober Verständnislosigkeit. „Ich protestiere in schärfster Form gegen die Beleidigung, die der Roten Armee dadurch zugefügt wird, daß man sie mit den Armeen kapitalistischer Länder vergleicht."

Erst später legten die jugoslawischen Behörden eine Statistik der von sowjetischen Soldaten begangenen ungesetzlichen Handlungen an. Den von jugoslawischen Bürgern eingereichten Klagen zufolge kam es zu 121 Fällen von Vergewaltigung, von denen 111 mit Mord gekoppelt waren, und zu 1204 Fällen von Plünderung in Verbindung mit Gewalttätigkeit — Zahlen, die kaum als bedeutungslos gelten können, wenn man bedenkt, daß die Rote Armee nur den Nordostzipfel Jugoslawiens durchquerte. Diese Zahlen zeigen, weshalb die jugoslawischen Führer diese Zwischenfälle als politisches Problem betrachten mußten, das um so schwerwiegender war, als es sich zu einer Streitfrage im heimischen Kampf entwickelt hatte. Die Kommunisten betrachteten das Problem auch als ein moralisches: Konnte das die idealisierte, lang erwartete Rote Armee sein?

Die Begegnung mit Kornejew verlief ergebnislos, wenn auch später festgestellt wurde, daß die sowjetischen Kommandeure bei Eigenmächtigkeiten ihrer Soldaten strenger verfuhren. Gleich nachdem Kornejew gegangen war, tadelten mich einige der Genossen wegen meines Einwurfs. Es war mir tatsächlich nicht in den Sinn gekommen, die Sowjetarmee mit der britischen Armee zu vergleichen — England unterhielt in Belgrad lediglich eine Mission —, ich hatte nur offenkundige Tatsachen konstatiert und meine Reaktion auf ein politisches Problem ausgedrückt, und ich war auch durch die Verständnislosigkeit und Starrköpfigkeit General Kornejews aufgebracht gewesen. Es lag mir gewiß fern, die Rote Armee zu beleidigen, die mir damals nicht weniger bedeutete als General Kornejew. Angesichts der Position, die ich bekleidete, konnte ich nicht schweigen, wenn Frauen vergewaltigt wurden — ein Verbrechen, das mir von

jeher als eines der übelsten galt — und man unsere Soldaten mißhandelte und unser Eigentum plünderte.

Diese meine Worte und noch ein paar andere Angelegenheiten waren der Anlaß zu den ersten Reibungen zwischen den jugoslawischen und den sowjetischen Führern. Obwohl sich noch ernsthaftere Ursachen ergeben sollten, wurden gerade diese Worte am häufigsten als Grund für den Unwillen der sowjetischen Führer und ihrer Vertreter angeführt. Ich möchte hier erwähnen, daß sie zweifellos der Grund waren, weshalb die Sowjetregierung mir nicht den Suworow-Orden verlieh, als sie einige andere Mitglieder des jugoslawischen Zentralkomitees damit auszeichnete. Aus ähnlichen Gründen wurde auch General Peko Dapcevic übergangen. Dies veranlaßte Rankovic und mich, Tito vorzuschlagen, daß er Dapcevic mit dem Orden eines „Jugoslawischen Nationalhelden" auszeichnen solle, um dieser Zurückweisung zu begegnen. Auch diese Stellungnahme war einer der Gründe, weshalb Sowjetagenten in Jugoslawien Anfang 1945 das Gerücht von meinem „Trotzkismus" zu verbreiten begannen. Sie mußten dann wieder damit aufhören, nicht nur wegen der Sinnlosigkeit solcher Beschuldigungen, sondern weil sich unsere Beziehungen inzwischen wieder verbesserten.

Trotzdem fand ich mich wegen meiner Erklärung bald isoliert. Nicht weil meine besten Freunde mich verdammten — obwohl einige heftige Vorwürfe laut wurden — oder weil die Sowjetführer den ganzen Vorfall übertrieben und aufgebauscht hätten; im Grunde war meine Einsamkeit auf die Erfahrung zurückzuführen, die ich in meinem Innersten gemacht hatte. Ich will damit sagen, daß ich mich schon damals in dem Dilemma befand, in dem sich jeder Kommunist, der sich die Idee des Kommunismus mit gutem Willen und Altruismus zu eigen gemacht hat, befindet: Früher oder später muß er sich der Diskrepanz zwischen dieser Idee und der Praxis der Parteiführer bewußt werden. In diesem Falle jedoch war nicht die Diskrepanz zwischen einem Idealbild der Roten Armee und dem tatsächlichen Auftreten ihrer Angehörigen daran schuld; auch ich war mir bewußt, daß die Rote Armee, obwohl sie die Armee einer „klassenlosen" Gesellschaft war, noch nicht so sein konnte, was sie sein sollte, und daß sie noch „Überbleibsel des Alten" enthalten mußte. Mein Dilemma wurde hervorgerufen durch die gleichgültige, um nicht zu sagen begünstigende Haltung der Sowjetführer und sowjetischen Kommandostellen zu den Verbrechen, wie sie sich in ihrer Weigerung offenbarte, sie uns zuzugeben, und in den Protesten, die sie erhoben, wann immer man ihnen davon Mitteilung machte. Wir verfolgten dabei nur gute Absichten: wir wollten den Ruf der Roten Armee und der Sowjetunion wahren, auf dem die Propaganda der Kommunistischen Partei Jugoslawiens seit Jahren gegründet war. Und welcher Einstellung begegneten diese guten Absichten? Einer Arroganz und einer Abfuhr, wie sie typisch sind im Verhältnis eines großen Staats zu einem kleinen, eines Starken zu einem Schwachen.

Dieses Dilemma wurde noch verschärft und vertieft durch die Bemühungen der sowjetischen Vertreter, meine im Grunde gut gemeinten Worte zur Untermauerung ihrer überheblichen kritischen Haltung gegenüber der jugoslawischen Führung zu benutzen.

Was hinderte die sowjetischen Vertreter daran, uns zu verstehen? Warum wurden meine Worte aufgebauscht und entstellt? Warum beuteten die sowjetischen Vertreter sie in dieser entstellten Form für ihre eigenen politischen Zwecke aus — um den jugoslawischen Führern Undank gegenüber der Roten Armee vorzuwerfen, der Roten Armee, die zu einer bestimmten Stunde angeblich die Hauptrolle bei der Befreiung der Hauptstadt Jugoslawiens gespielt und die jugosla-

Horoskop

Vom 9. Juli bis 15. Juli 1962

WIDDER: 21. 3. — 20. 4.

21.—31. III. Mars beeinflußt weiter Ihre Tätigkeit aufs beste. Sie haben Erfolg in allem, was langsame und wohlüberlegte Entwicklung erfordert. Schöne Reisen und Besuche von Freunden. Harmonie in der Liebe.

1.—10. IV. Von Freitag bis Sonntag die Möglichkeit schönen Beisammenseins mit Menschen, die Ihnen besonders am Herzen liegen. Reger Gedankenaustausch.

11.—20. IV. Diese Woche hält viel Erfreuliches für Sie bereit. Das Privatleben steht im Vordergrund. Sie sind guter Dinge und haben auch im Beruf großen persönlichen Erfolg. Heitere Atmosphäre in der Familie.

STIER: 21. 4. — 20. 5.

21.—30. IV. Überwiegend günstige Einflüsse. Erleichterungen durch Behörden. Finanzielle Vorteile. Freundschaftsbande knüpfen sich fester. Eine Angelegenheit, die Sie belastet, wird bald eine gute Wendung erfahren.

1.—10. V. Eine positive Woche. Verbindungen mit einflußreichen Personen, die Ihre Pläne fördern. Erfolgreiche Reisen. Stärkung Ihres persönlichen Einflusses. Erledigen Sie wichtige Dinge Montag und Dienstag.

11.—20. V. Plötzliche Aufregungen und kleine Widerstände können mit Gelassenheit und innerer Ruhe überwunden werden. Eingreifen wäre jedoch falsch am Platz. Nichts erzwingen!

ZWILLINGE: 21. 5. — 21. 6.

21.—31. V. Saturn steigert Ihre Arbeitsleistung. Sie sind energiegeladen und bewältigen Ihr Arbeitspensum rasch und erfolgreich. Nette Besuche bringen Stunden angenehmer Entspannung.

1.—10. VI. Gute Einflüsse dominieren. Geschäftlich wie privat angenehme Tage. Eine Verpflichtung macht Ihnen zu schaffen und könnte Ihnen das Wochenende trüben. Die Erledigung nicht noch länger hinausziehen!

11.—21. VI. Eine sehr erfreuliche Woche voll neuer Ideen und Zusammentreffen mit originellen Menschen. Neue Erkenntnisse erweitern den geistigen Horizont. Freude und Aufnahmefähigkeit für alles Schöne, Liebe und Freundschaft.

KREBS: 22. 6. — 22. 7.

22. VI.—2. VII. Anstrengende aber erfolgreiche Tage. Die Verwirklichung eines wichtigen Planes rückt immer näher. Sie bauen auf festem Grund. Auch haben Sie einflußreiche Persönlichkeiten für Ihre Pläne gewonnen.

3.—13. VII. Jupiter beeinflußt Ihre Unternehmungen aufs beste. Gute Aussichten für alle Pläne im Zusammenhang mit dem Ausland. Sie fühlen sich in guter Form und haben berufliche und gesellschaftliche Erfolge.

14.—22. VII. Die Kräfte der eigenen Persönlichkeit kommen stärker zum Durchbruch. Sie haben alles auf eine Karte gesetzt — wagen Sie ruhig, sie auszuspielen.

LÖWE: 23. 7. — 23. 8.

23. VII.—2. VIII. Initiative und Unternehmungslust. Die Arbeit fällt Ihnen leicht. Anerkennung und Förderung. Doch scheuen Sie sich nicht, Ihre Interessen energisch zu wahren.

3.—13. VIII. Es liegt nicht in Ihrem Charakter, Konzessionen zu machen, doch gibt es im Leben Situationen, in denen man nur auf Umwegen zum Ziele gelangt. Bewahren Sie sich Ihre Großmut des Herzens und bleiben Sie auf dem eingeschlagenen Weg.

14.—23. VIII. Ein guter Merkureinfluß begünstigt Reisen und Besuche. Das Privatleben zeigt sich von seiner angenehmen Seite; gesellschaftlicher Erfolg ist Ihnen sicher.

JUNGFRAU: 24. 8. — 23. 9.

24. VIII.—3. IX. Ihre Ferienreise sollten Sie diese Woche noch nicht beginnen, denn es besteht die Gefahr von Unvorsichtigkeiten und kleinen Fehlschlägen. Venus bringt persönliche Erfolge und Hilfe von weiblicher Seite.

4.—13. IX. Positive Zeit für geistiges und künstlerisches Schaffen. Freundschaften mit außergewöhnlichen Menschen. Verfeinerter Lebensgenuß. Verscherzen Sie sich nicht am Wochenende eine wertvolle Beziehung.

14.—23. IX. Nur nicht nachtragen und über vergangenem Verdruß brüten! Mit einer versöhnlichen Geste ist alles wieder ins Lot zu bringen. Eine Freundschaft ist wichtiger als Rechthaben.

WAAGE: 24. 9. — 23. 10.

24. IX.—3. X. Gutes, zielsicheres Planen. Sie bauen auf solidem Grund weiter auf. Vernünftige Geldanlagen in Heim und Haus. Von Freitag bis Sonntag fröhliche, harmonische Stunden.

4.—13. X. Die Sonnenkonstellation dieser Woche kann kleinen Ärger und Verdruß verursachen, die sich aber mit verstärkter Energie leicht beheben lasen. Es besteht durchaus kein Grund zu Pessimismus. Erfolge im Privatleben.

14.—23. X. Vorteilhafte Umstellungen und unerwartete Geschehnisse. Interessantes auf beruflichem Gebiet. Eine Nachricht ist von Bedeutung, doch sollten Sie nicht alles glauben, was Ihnen berichtet wird.

SKORPION: 24.10.—22.11.

24. X.—2. XI. In Wohnungsangelegenheiten oder Hausbesitzfragen sollten Sie diese Woche keine Entscheidung treffen. Auf anderen Gebieten ergeben sich finanziell aussichtsreiche Situationen. Wichtige Nachrichten!

3.—13. XI. Begünstigt sind finanzielle und juristische Fragen. Vieles wendet sich zum Guten. Nur müssen Sie trachten, durch Entgegenkommen und Verständnis in der Familie eine bessere Atmosphäre zu schaffen.

14.—22. XI. Ein guter Mondeinfluß wird Ihnen helfen, auftretende Schwierigkeiten mit Gleichmut und Ruhe zu überwinden. Nur nicht gleich die Nerven verlieren.

SCHÜTZE: 23. 11. — 21. 12.

23. XI.—3. XII. Mars macht diese Woche zu übereilten Handlungen geneigt. Sie sind überarbeitet, nervös und sollten an Ferien denken. Reisen sind begünstigt. Eine Einladung bringt Freude

4.—13. XII. Sie überschätzen Ihren persönlichen Einfluß und sehen dadurch die Situation nicht ganz richtig. Auch haben Sie mit finanziellen Problemen zu kämpfen, die mit Familienangelegenheiten zusammenhängen.

14.—21. XII. Die Dinge nehmen eine unerwartete Wendung zum Guten. Eine größere Reise. Mit Ruhe und Diplomatie können Sie eine wichtige Angelegenheit zu einem guten Ende führen. Günstige Tage: Mittwoch und Donnerstag.

STEINBOCK: 22.12.—20.1.

22. XII.—1. I. Eine wirtschaftlich sorgenfreie Periode. Alle Vereinbarungen sind nun in befriedigender Weise abgeschlossen. Materielle Unterstützung durch Familienangehörige.

2.—11. I. Gute berufliche Erfolge. Jupiter bringt Ihnen Anerkennung und Förderung, Wohlwollen und Protektion. Durch seine geheimnisvollen Einflüsse nehmen viele Dinge einen guten Verlauf. Am Wochenende eine kleine Überraschung.

12.—20. I. Erhöhte Lebenskraft und Zielbewußtsein. Ihre Initiative führt zu wirtschaftlichem Erfolg und Verbesserung Ihrer äußeren Situation. Hindernisse werden mit Leichtigkeit aus dem Wege geräumt.

WASSERMANN: 21. 1. — 18. 2.

21.—31. I. Eine Woche, in der es trotz vermehrter Anstrengung nicht recht vorwärtsgeht. Hemmende Einflüsse sind am Werk. Dinge verlangsamen und verzögern sich.

1.—11. II. Allerlei mündliche und schriftliche Unterhandlungen. Eine ernst zu nehmende Entscheidung bedrückt Sie und macht Sie nervös. Forcieren Sie nichts. Lassen Sie die Dinge ausreifen. Vieles kommt anders als man denkt.

12.—18. II. Uranus bringt innere Unruhe und Unzufriedenheit. Sie haben an allem etwas auszusetzen und suchen die Schuld bei andern. Trachten Sie eine andere Einstellung zu den Dingen zu gewinnen.

FISCHE: 19. 2. — 20. 3.

19. II.—1. III. Eine überwiegend erfolgreiche Woche! Lassen Sie sich also nicht die Laune durch kleine Schwierigkeiten im häuslichen Leben verderben. Treffen Sie ruhig und unbeeinflußt Ihre Entscheidungen.

2.—11. III. Der Glücksplanet Jupiter begünstigt Ihre beruflichen und finanziellen Angelegenheiten. Das Wochenende läßt sich nicht gut an, wohl aber Mittwoch und Donnerstag. Verlegen Sie wichtige Dinge auf diese beiden Tage.

12.—19. III. Initiative und Energie steigern Ihre Erfolgschancen. Es fällt Ihnen nun viel leichter, über Hindernisse hinwegzugehen. Sie haben jetzt viel Glück in der Liebe.

Die Glückspilze dieser Woche:

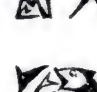


WIDDER

Viel Erfreuliches hält diese Woche für Sie bereit. Sie sind jetzt guter Dinge und haben auch im Beruf großen persönlichen Erfolg.

ZWILLINGE

Gute Einflüsse dominieren. Geschäftlich wie privat angenehme Tage. Nette Besuche bringen Stunden angenehmer Entspannung.



STEINBOCK

Jupiter bringt Ihnen jetzt Anerkennung und Förderung. Durch seine geheimnisvollen Einflüsse nimmt vieles einen guten Verlauf.



FISCHE

Eine überwiegend erfolgreiche Woche! Initiative und Energie steigern Ihre Erfolgschancen. Sie haben viel Glück in der Liebe.

GESPRÄCHE MIT STALIN

wischen Führer dort in ihr Amt eingesetzt hatte?

Es gab keine Antwort auf diese Fragen und konnte sie damals auch nicht geben.

Gleich vielen anderen wurde auch ich durch einige andere Maßnahmen der sowjetischen Vertreter in Verwirrung gestürzt. So gab etwa das Sowjetkommando bekannt, daß es als Geschenk und Hilfeleistung an Belgrad eine recht große Menge Weizen ausliefere, aber es stellte sich heraus, daß es sich dabei in Wahrheit um Weizen handelte, den die Deutschen bei jugoslawischen Bauern beschlagnahmt und auf jugoslawischem Boden eingelagert hatten. Das Sowjetkommando betrachtete den Weizen und vieles andere dazu einfach als Kriegsbeute. Außerdem warben sowjetische Geheimdienstagenten in großer Zahl emigrierte Weißrussen und sogar Jugoslawen an; von diesen Personen arbeiteten einige im Apparat des Zentralkomitees. Gegen wen und warum wurden diese Leute eingesetzt? Auch im Bereich der Agitation und Propaganda, den ich leitete, machten sich Reibungen mit sowjetischen Vertretern bemerkbar. Die sowjetische Presse entstellte systematisch den Kampf der jugoslawischen Kommunisten und setzte ihn herab, während sowjetische Vertreter, vorsichtig zunächst und dann immer unverhohlener, die jugoslawische Propaganda sowjetischen Zwecken und Vorbildern zu unterwerfen suchten.

Und die Trinkgelage der sowjetischen Vertreter, die immer mehr den Charakter wahrer Orgien annahmen und zu denen sie die jugoslawischen Führer zu verführen versuchten, konnten in meinen Augen und in den Augen vieler anderer nur den Widerspruch zwischen den sowjetischen Idealen und der Praxis, zwischen ihrem moralischen Lippenbekenntnis und ihrer Amoralität in der Praxis bestätigen.

Die erste Berührung zwischen den beiden Revolutionen und den beiden Regierungen mußte, obwohl diese auf ähnlichen sozialen und ideologischen Grundlagen aufbauten, zwangsläufig zu Reibungen führen. Und da dies innerhalb einer alles andere ausschließenden, in sich geschlossenen Ideologie geschah, konnten die Reibungen keinen anderen Ausgangspunkt haben als den eines moralischen Dilemmas und, seitens der Jugoslawen, eines Gefühls des Kummers und des Bedauerns darüber, daß das Zentrum der Orthodoxie die guten Absichten einer kleinen Partei und eines armen Landes nicht verstand.

In dieser Situation fand ich unbewußt zu den Banden zurück, die den Menschen unlöslich an die Natur knüpfen — ich kehrte zu den Jagdausflügen meiner frühen Jugend zurück und erkannte auf einmal, daß es Schönheit auch außerhalb der Partei und der Revolution gab.

Aber die Bitterkeit hatte erst begonnen.

Im Winter 1944/45 reiste eine ziemlich große Regierungsdelegation nach Moskau, der auch Andrija Hebrang, Mitglied des Zentralkomitees und Industrieminister, Arso Jovanovic, Chef des Obersten Stabes und Mitra Mitrovic, meine damalige Frau, angehörten. Außer von den politischen Reaktionen konnten sie mir auch von den menschlichen Reaktionen der Sowjetführer berichten, für die ich mich besonders interessierte.

Die einzelnen Mitglieder der Delegation wie auch die ganze Abordnung wurden fortwährend mit Vorwürfen konfrontiert, die bald der allgemeinen Situation Jugoslawiens, bald gewissen jugoslawischen Führern galten. Die Sowjets begannen gewöhnlich mit Tatsachen und bauschten sie dann auf und gingen zu Verallgemeinerungen über. Um die Sache noch schlimmer zu machen, ließ sich Hebrang, der Delegationsleiter, sehr weit mit den sowjetischen Vertretern ein, indem er ihnen schriftliche Berichte unterbreitete und den sowjetischen Unwillen auf andere Mitglieder der Delegation ablenkte. Vermutlich war der Anlaß zu diesem Vorgehen Hebrangs die Verärgerung über seine Ablösung vom Posten des Sekretärs der Kommunistischen Partei in Kroatien und noch mehr sein feiges Verhalten während der Gefängnishaft — das wurde erst später bekannt —, einen Makel, den er nun auf diese Weise zu verdecken versuchte.

Der sowjetischen Partei Informationen zu liefern galt zu jener Zeit an sich nicht als Sünde, denn kein jugoslawischer Kommunist dachte an einen Interessengegensatz zwischen dem eigenen Zentralkomitee und dem der Sowjetunion. Außerdem waren Informationen über die Situation der jugoslawischen Partei dem sowjetischen Zentralkomitee zugänglich. In Hebrangs Fall nahm dies jedoch schon damals den Charakter einer Unterminierung des jugoslawischen Zentralkomitees an. Man fand nie heraus, was er berichtete. Aber aus seiner Haltung und den Angaben einzelner Delegationsmitglieder vermochte man den sicheren Schluß zu ziehen, daß Hebrang schon damals dem sowjetischen Zentralkomitee Informationen in der Absicht lieferte, dessen Unterstützung zu erlangen und es gegen das jugoslawische Zentralkomitee aufzustacheln, um in diesem Veränderungen herbeizuführen, die in seine Pläne paßten. Natürlich geschah das alles im Namen des Prinzips, war „gerechtfertigt" durch die mehr oder weniger offenkundigen Fehler und Mißgriffe der Jugoslawen. Der wahre Grund war jedoch folgender: Hebrang war der Ansicht, daß Jugoslawien seine Nationalökonomie und Wirtschaftsplanung nicht unabhängig von der UdSSR aufbauen sollte, während das Zentralkomitee zwar für eine enge Zusammenarbeit mit der UdSSR eintrat, diese aber nicht zum Schaden unserer eigenen Unabhängigkeit betreiben wollte.

Ihren moralischen Gnadenstoß erhielt diese Delegation natürlich von Stalin. Er versammelte die gesamte Delegation im Kreml und bescherte ihnen das übliche Festessen sowie eine Szene, wie man sie sonst nur bei Shakespeare findet.

Er kritisierte die jugoslawische Armee und die Art ihrer Führung. Er griff jedoch nur mich persönlich an. Und auf welche Weise! Er sprach erregt von den Entbehrungen der Roten Armee und den Schrecken, durch die sie hatte gehen müssen, als sie sich durch Tausende von Kilometern verheertes Land vorkämpfte. Er weinte und rief aus: „Und eine solche Armee ist ausgerechnet von Djilas beleidigt worden! Von Djilas, von dem ich das am wenigsten erwartet hätte, einem Mann, den ich so freundlich empfangen habe! Und eine Armee, die nicht mit ihrem Blut sparte um euretwillen! Djilas ist doch Schriftsteller — weiß er denn nicht, was Menschenleid und Menschenherz sind? Kann er nicht verstehen, wenn ein Soldat, der Tausende von Kilometern durch Blut und Feuer und Tod gegangen ist, an einer Frau seine Freude hat oder eine Kleinigkeit mitgehen läßt?"

Er brachte viele Trinksprüche aus, schmeichelte dem einen, scherzte mit dem anderen, hielt einen dritten zum besten, küßte meine Frau, weil sie Serbin war, und vergoß abermals Tränen über die Leiden der Roten Armee und die jugoslawische Undankbarkeit.

Stalin und Molotow teilten sich fast wie auf dem Theater in die Rollen, jeder nach seiner Veranlagung: Molotow hechelte das Thema kalt noch weiter durch und stachelte die Gefühle auf, während Stalin in tragisch-pathetische Stimmung verfiel. Der Zenith seiner Laune war wohl gekommen, als er, während er meine Frau küßte, ausrief, er mache diese Geste auf die Gefahr hin, daß man ihn der Vergewaltigung beschuldige.

Er sprach sehr wenig oder überhaupt nicht von Parteien, Kommunismus, Marxismus, aber dafür sehr viel von den Slawen, von den Banden zwischen den Russen und den Südslawen und — er-

neut — von den heldenhaften Opfern und Leiden der Roten Armee.

Als ich davon hörte, war ich wahrhaftig erschüttert und benommen. Heute scheint mir, daß Stalin mich weniger wegen meines Ausbruchs zum Sündenbock machte als in der Absicht, mich irgendwie für sich zu gewinnen. Nur meine ehrliche Begeisterung für die Sowjetunion und für ihn selbst als Persönlichkeit konnte ihn dazu veranlaßt haben.

Gleich im Anschluß an meine Rückkehr nach Jugoslawien hatte ich einen Artikel über meine „Begegnung mit Stalin“ geschrieben, der ihm sehr gefiel. Ein sowjetischer Vertreter hatte mich darauf hingewiesen, daß ich bei späteren Ausgaben die Bemerkung, Stalins Füße seien zu groß, streichen und das enge Verhältnis zwischen Stalin und Molotow mehr hervorheben müsse. Gleichzeitig muß Stalin, der einen Menschen rasch einschätzen konnte und ganz besonders geschickt in der Kunst war, die Schwächen der anderen auszunützen, gewußt haben, daß er weder an mein Machtstreben appellieren (diese Verlockung ließ mich kalt), noch mich vom Ideologischen her packen konnte, denn ich liebte die sowjetische Partei nicht mehr, als ich die jugoslawische liebte. Er konnte mich nur gefühlsmäßig beeinflussen — durch meine Aufrichtigkeit und Begeisterung —, und so schlug er diesen Kurs ein.

Aber obwohl Sensibilität und Aufrichtigkeit meine starken Seiten waren, verwandelten sie sich leicht in etwas ganz Entgegengesetztes, wenn ich Unaufrichtigkeit und Ungerechtigkeit begegnete. Aus diesem Grund wagte Stalin nicht, offen um mich zu werben. Ich wurde um so unnachgiebiger und entschlossener, als die Erfahrung mir die ungerechten, auf Vormachtstellung gerichteten Absichten aufzeigte, das heißt in dem Maße, in dem ich mich von meiner Sentimentalität befreite.

Heute fällt es schwer, genau zu bestimmen, wie viel an Stalins Verhalten Schauspielerei und wie viel ehrlicher Groll war. Ich glaube, daß es unmöglich ist, bei Stalin das eine vom anderen zu trennen. Bei ihm war die Schauspielerei so spontan, daß es schien, als ließe er sich selbst von der Wahrheit und Aufrichtigkeit dessen, was er sagte, überzeugen. Er paßte sich jeder Wendung in der Diskussion eines neuen Themas an und stellte sich auf jede neue Persönlichkeit ein.

Jedenfalls kehrte die Delegation völlig benommen und niedergeschlagen zurück.

Inzwischen geriet ich immer mehr in die Isolierung, nun auch wegen Stalins Tränen über meine „Undankbarkeit“ gegenüber der Roten Armee. Dennoch verfiel ich nicht in Lethargie. Ich wandte mich immer mehr meiner Feder und den Büchern zu und fand in mir selbst ein Refugium vor den Schwierigkeiten und Mißverständnissen, die mir zu schaffen machten.

Die Zeit ging weiter. Die Beziehungen zwischen Jugoslawien und der Sowjetunion konnten nicht so bleiben, wie Militärmissionen und Armeen sie fixiert hatten. Die Bindungen mehrten sich, die Beziehungen wuchsen und nahmen immer deutlicher internationalen Stil an.

Im April sollte eine Staatsdelegation abreisen, um einen gegenseitigen Beistandspakt mit der Sowjetunion zu unterzeichnen. Die Delegation wurde von Tito geführt, der vom Minister für Auswärtige Angelegenheiten, Dr. Subasic, begleitet wurde. Der Delegation gehörten außerdem zwei Wirtschaftsminister an — B. Andrejev und N. Petrovic. Daß ich an dieser Reise teilnahm, mag gewiß dem Wunsch zugeschrieben werden, den Streit über die „Beleidigung“ der Roten Armee durch persönlichen Kontakt beizulegen.

Fortsetzung folgt in der nächsten 



Intime Revue

Aus dem Märchen in die Historie führt die Filmkarriere der 22jährigen Michèle Mercier. In „Aladins Wunderlampe" erfilmte sie sich einen großen Erfolg. Jetzt wurde die junge Französin nach Rom gerufen, wo sie als Partnerin Vittorio Gassmans und Ugo Tognazzis in dem historischen Film „Marsch auf Rom" spielen soll

LUIS TRENKER arbeitet wieder nach seiner alten Devise „gefährlich filmen". Mit seinem Team ist er zu den Dreharbeiten an seinem Film „Sein bester Freund" in die Eiger-Nordwand eingestiegen. Schon am ersten Drehtag zeigte sich, daß der Berg ohne Gnade ist. Als Hauptdarsteller Toni Sailer die erste Szene abgedreht hatte, ging — nur 50 Meter entfernt — eine Steinlawine nieder. Darsteller, Aufnahmestab und Regisseur wurden vom Luftdruck gegen die Wand gepreßt. So gefährlich hatte sich Freund Toni die Filmarbeit nicht vorgestellt. Aber Luis kennt keine Rücksicht. Wie schon bei seinen alten Erfolgen „Berge in Flammen" oder „Der Rebell" dreht er wieder alles original.

TONY CURTIS ist nach Berlin gekommen, um Christine Kaufmann in den Drehpausen des Filmes „Tunnel 28" die Langeweile zu vertreiben. Seit der Hollywoodstar mit Christine zu dem Film „Taras Bulba" vor der Kamera stand, findet er das deutsche Starlet unwiderstehlich. Tonys Frau Janet Leigh hat — wie ich höre — nach 10jähriger Musterehe die Scheidung eingereicht. Zu ihren Freunden in New York sagt sie zwar: „Warum soll Tony mit Miß Kaufmann nicht essen gehen, schließlich haben doch beide zusammen gefilmt?" Aber ich glaube doch prophezeien zu können: Frau Curtis Nr. 2 wird Christine heißen.

FREDDY QUINN drehte auf einem kleinen Korallen-Eiland, „Morea" mit Namen und unweit von Tahiti, Außenaufnahmen zu dem Film „Freddy und das Lied der Südsee". Um den schönen Titel zu stützen, kamen die Drehbuchautoren auf den naheliegenden Einfall, Freddy einen Südsee-Insel-Bungalow erben zu lassen. Dort sollte er dann eine schöne Eingeborene kennen und lieben lernen, die ihn vor ihren wilden Verwandten rettet. Die Rolle des schönen Naturkindes spielte die Französin Jacqueline Sassard. Freddy gefiel seine Partnerin auch privat sehr gut. Aber trotz des lauen Windes und des rauschenden blauen Meeres kam er bei Jacqueline nicht an. Sie hatte zu ihrem Schutz nämlich ihren Freund, einen jungen Kulturfilmproduzenten aus Paris, in die ferne Südsee mitgenommen.

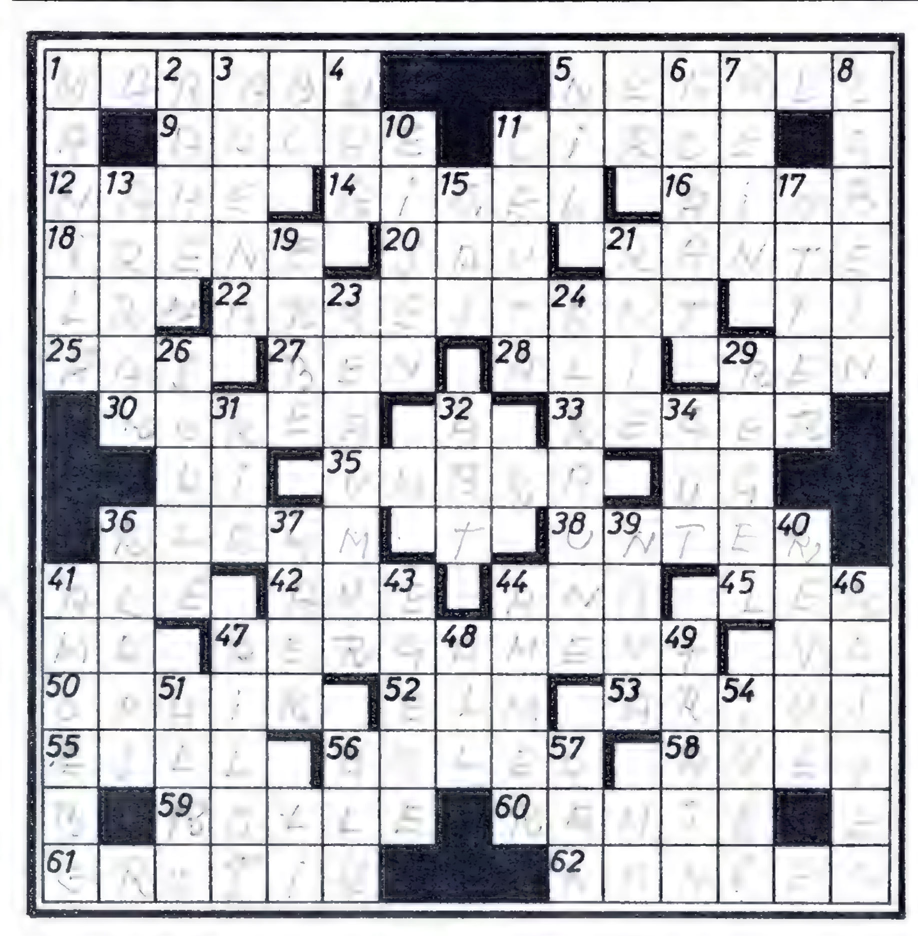
JOHN HARRIS will die Filmwelt mit einem Streifen beglücken, der unter dem einfallsreichen Titel „Blond auf Hawaii" in die Kinos gehen soll. Hauptdarstellerin: die blonde Hamburgerin Renate Möller. Play-Girl Renate war „Miß Hamburg 1961", „Miß Norddeutschland 1961" und zweite im Wettbewerb um die „Miß Germany". Dem Hollywood-Produzenten Harris genügte das, um seiner Hauptdarstellerin die Miß-Germany-Schärpe umzuhängen und sich mit ihr fotografieren zu lassen. Die wirkliche „Miß Germany" aber heißt Marlene Schmidt. Wenn aus dem Harris-Film etwas werden sollte, dann kann schon heute ein spektakulärer Streit der „Königinnen" oder im Gerichtsdeutsch „Schmidt gegen Möller" vorausgesagt werden.

BOB HOPE ist für sein lobenswertes Streben, die Kinogänger Amerikas und anderer Länder zum Lachen zu bringen, akademisch belohnt worden. Die Georgetown-University in Washington verlieh dem zwei Zentner schweren Filmkomiker jetzt die Ehrendoktorwürde. In der Verleihungsurkunde würdigen die Professoren Bobs seltene Gabe, „heilsames Gelächter in eine häufig verstörte Welt zu bringen".

Humor ist, wenn man trotzdem lacht. — Bis nächste Woche

Ihr

Hunter

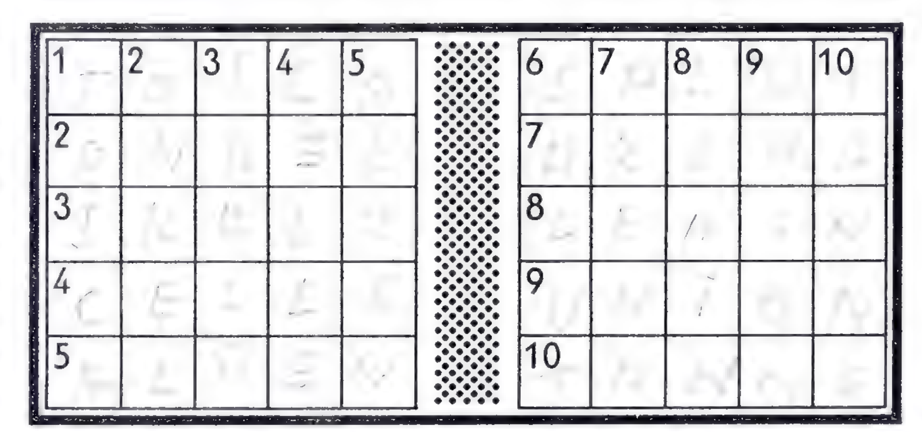


KREUZWORTRÄTSEL: *W a a g e r e c h t : 1. Storchvogel, 5. süditalienische Hafenstadt, 9. biblisches Schiff in der Sintflut, 11. griechische Zauberin, 12. linker Nebenfluß des Rheins, 14. Stern im Sternbild des Orion, 16. biblische Männergestalt im Alten Testament, 18. Mädchenname, 20. Haustier, 21. Begrenzung, 22. Gefangener, 25. Tierkadaver, 27. Sohn (arabisch), 28. mohammedanischer Männername, 29. Nordlandtier, 30. ostasiatische Halbinsel, 33. deutscher Komponist, 35. braune Mineralfarbe, 36. Felsenschlucht 38. deutsche Spielkarte, 41. englische Biersorte, Uranbergwerk im Erzgebirge, 44. indische Münze, 45. Mündungsfluß des Rheins, 47. ungegerbte, enthaarte und gebeizte Tierhaut, 50. sagenhaftes Goldland der Bibel, 52. Höhenzug in Braunschweig, 53. alexandrinischer Priester, 55 Haustier, 56. Raubvogel, 58. französischer Schriftsteller, 59. einfache Maschine, 60. ostasiatische Nesselpflanze, 61. Sinnlichkeit, 62. norwegischer Polarforscher. — S e n k r e c h t : 1. Hauptstadt der Philippinen, 2. Segelstange, 3. Kampfbahn, 4. Zeitmesser, 5. afrikanischer Strom, 6. Halbedelstein, 7. Schmerz, 8. einfältig reden, 10. Schwermetall, 11. Hafenstadt in Spanisch-Marokko, 13. alkoholisches Getränk, 15. Brennstoff, 17. Schlange, 19. Nachlaßempfänger, 21. Beinteil, 23. französischer Naturforscher, 24. Zauberwurzel, 26. Teil des Schuhwerks, 29. Richtschnur, 31. Mädchenkurzname, 32. Klostervorsteher, 34. landwirtschaftliches Besitztum, 36. leichte Züchtigung, 37. Kunde, 39. Roman von Zola, 40. Ausstattungsstück im Operettentheater, 41. Urtierchen, 43. Apostel der Grönländer, 44. Singvogel, 46. Behältnis, 47. Flugzeugführer, 48. das Universum, 49. frühere Truppengattung, 51. Geliebte des Leander, 54. spanischer Mädchenname, 56. nordischer Tauchvogel, 59. nordische Meeresgöttin. (Umlaute = 2 Buchstaben)*

GEOGRAPHISCHES VERSCHMELZRÄTSEL:

Aus je zwei der angegebenen Wörter ist durch Verschmelzen der Buchstaben ein neues Wort von nebenstehender Bedeutung zu bilden, wobei es sich stets um geographische Begriffe handelt. Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangs- und Endbuchstaben, der Reihe nach gelesen, je eine europäische Großstadt.

1. Stall — Hund = *Stadt in Rheinland-Pfalz*
2. Mai — Ilias = *Stadt am Suezkanal*
3. Pau — Sand = *Vorstadt von Berlin*
4. Islam — As = *griechische Insel*
5. Saarland — Eis = *italienische Provinzhauptstadt*
6. Silbe — Iran = *südamerikanischer Staat*
7. Bohne — Sauer = *rheinische Industriestadt*
8. Manier — Don = *französische Landschaft*



MAGISCHE QUADRATE: Die gesuchten Wörter lauten waagerecht und senkrecht gleich. *1. Oper von Puccini, 2. männlicher Verwandter, 3. Siegestrophäe der Indianer, 4. niedersächsische Stadt, 5. mitteleuropäisches Gebirgssystem, 6. Ehrenbezeigung durch blinde Schüsse, 7. Kampfbahn, 8. russischer Revolutionär, 9. Vereinigung, 10. Nadelbaum.*

SILBENRÄTSEL: *a — a — ar — ba — bast — bu — chen — dant — del — del — di — e — e — ei — es — heid — in — in — in — ka — ke — ke — ki — klin — kri — laub — le — le — maul — ment — mi — mo — na — ne — ner — ni — no — nus — pel — ri — sa — se — se — sei — sel — stei — tanz — tau — ten — ter — tür.* — Aus diesen Silben sind 16 Wörter von nachstehender Bedeutung zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Sinnspruch ergeben. — *1. Mädchenname, 2. Stadt in Italien, 3. Südfrucht, 4. dekoratives Blattwerk, 5. Anteilnahme, 6. deutsches Mittelgebirge, 7. Blütenstrauch, 8. alte Waffe, 9. Lasttier, 10. asiatisches Kleidungsstück, 11. Grundstoff, 12. Veranstaltungsleiter, 13. Musikensemble, 14. Rothaut, 15. Teil der Kirche, 16. Teil eines Türschlosses.*

SILBENRÄTSEL: *a — am — an — au — ben — che — chi — di — er — er — er — fah — gen — hahn — impf — is — ke — ker — land — lei — ler — ma — mo — na — nar — ne — ne — ne — ne — ne — nee — nis — nor — re — ri — rung — sa — sel — spar — spin — stab — ster — stoff — tei — ten — ti — ti — tro — u — wei — wich — zi — zi.* — Aus diesen Silben bilde man 18 Wörter, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, eine volkstümliche Spruchweisheit ergeben. (ch = 1 Buchstabe.) — *1. Lebensweisheit, 2. Nordmeerinsel, 3. Verrücktheit, 4. Südfrucht, 5. heimischer Vogel, 6. kleiner Weißfisch, 7. Unwichtiges, 8. Taktstock, 9. Frühlingsblume, 10. Auffangbehälter für Regenwasser, 11. Einzelhof, 12. medizinische Flüssigkeit, 13. großes Beisegel, 14. italienischer Wein, 15. Minderverbrauch, 16. Stadt in England, 17. Morgenveranstaltung, 18. Flugwild.*

Auflösungen aus der letzten Nummer:

KREUZWORTRÄTSEL: Waagerecht: 1. Mesopotamien, 10. Fall, 11. Eros, 12. oben, 14. Uri, 16. Raab, 18. Heu, 19. Eton, 20. Drau, 22. Otto, 24. Nahum, 27. Korea, 30. Ural, 31. Zebu, 32. Otter, 35. Roman, 37. Star, 40. Lira, 43. Arie, 44. Fez, 45. Eger, 46. Lee, 47. Alma, 48. Base, 49. Silo, 50. Niederbayern. — Senkrecht: 2. Efeu, 3. San, 4. Pluto, 5. Teint, 6. Mord, 7. Isar, 8. Nebukadnezar, 9. Hohenzollern, 13. Beta, 15. Rotz, 17. Aare, 21. Lure, 23. Oker, 25. Hut, 26. Mars, 28. Oboe, 29. Rum, 33. Teig, 34. Ware, 36. Atem, 38. Taler, 39. Riesa, 41. Rebe, 42. Arad, 44. Flor, 47. Ale.

SILBENRÄTSEL: 1. Eleve, 2. Hamlet, 3. Engerling, 4. Dampfwalze, 5. Elisabeth, 6. Regiment, 7. Kobold, 8. Lagune, 9. Untermieter, 10. Gepard, 11. Efeu, 12. Dahlem, 13. Irrtum, 14. Ebene, 15. Backbord, 16. Rousseau, 17. Übersetzer, 18. Cranach, 19. Kierkegaard, 20. Eingeweide, 21. Fremdenlegion, 22. Indischgelb, 23. Nikaragua, 24. Derwisch. — Ehe der Kluge die Brücke findet, geht der Dumme durch den Bach.

FÜLLRÄTSEL: 1. Legende, 2. Galerie, 3. Narkose, 4. Element.

SILBENRÄTSEL: 1. Lappland, 2. Araber, 3. Talisman, 4. Sandale, 5. Schimmel, 6. Idealismus, 7. Rossini, 8. Ferse, 9. Traube, 10. Hades, 11. Chester, 12. Universum, 13. Serenade, 14. Stunde, 15. Spirale, 16. Umriß, 17. Navigation, 18. Eifel, 19. Gratulation, 20. Emblem, 21. Inzucht, 22. Defekt. — Die Genußsucht frißt alles, am liebsten das Glück.

KREUZWORTRÄTSEL: Waagerecht: 1. Taiga, 4. Imker, 7. Arosa, 9. Asphalt, 11. Abt, 13. Ara, 14. Raa, 16. Kleid, 18. Kranz, 20. Alk, 21. Abo, 22. Stier, 24. Stade, 26. Ute, 27. Aal, 29. Ner, 30. Rastatt, 33. Sehne, 34. Eugen, 35. Genua. — Senkrecht: 1. Tabak, 2. Gas, 3. Arpad, 4. Isaak, 5. Mal, 6. Ragaz, 8. Ohr, 9. Atelier, 10. Trabant, 12. Blatt, 15. Anode, 17. Ike, 19. Rat, 22. Suppe, 23. Rasen, 24. Slang, 25. Erika, 28. Ath, 31. Ase, 32. Tee.

SILBENRÄTSEL: 1. Einehe, 2. Klemme, 3. Tahiti, 4. Gichtbeere, 5. Edikt, 6. Anlage, 7. Lektion, 8. Hochstapler, 9. Cremona, 10. Sauna, 11. Rolle, 12. Hagel, 13. Ulme, 14. Elen, 15. Innigkeit, 16. Dairen. — Die Uhr schlaegt keinem Gluecklichen.

KREUZWORTRÄTSEL: Waagerecht: 1. Auge, 4. Odem, 7. Anger, 9. Berg, 11. Leck, 13. Ahne, 14. Silo, 16. Edikt, 21. Rega, 22. Laue, 23. Onkel, 24. Tank, 25. Egel. — Senkrecht: 1. Alba, 2. Garn, 3. Enge, 4. Oels, 5. Drei, 6. Mako, 8. Genick, 10. Ehre, 12. Clou, 15. Brot, 16. Egon, 17. Dank, 18. Klee, 19. Talg, 20. Perl. — Georg Knorr.

BESUCHSKARTENRÄTSEL: Exportkaufmann.

Benehmen ist keine Glückssache (6)

Das Paar im Restaurant

Von Karlheinz Graudenz



Schon an der Tür zum Restaurant macht der Herr Fehler

Bisher erschienene Folgen:

1. Takt im Ausland
2. Wie bewirte ich meinen Chef?
3. Man verlobt sich wieder
4. Umgang mit Blumen
5. Einladung zum Lunch

Heute erscheint:

6. Das Paar im Restaurant

In den nächsten Heften:

7. Wir feiern Hochzeit
8. In den eigenen vier Wänden
9. Die ersten Gäste im neuen Heim
10. Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft
11. Ein Kind wird geboren
12. Erziehung beginnt in der Wiege
13. Knigge in der Schule
14. Konfirmation und Kommunion
15. Der erste Ball (Tanzstunde)
16. Wir laden zur Gartenparty
17. Der Schritt ins Leben (Berufswahl)
18. Kollegen und Vorgesetzte
19. Liebe — Freundschaft — Verhältnis
20. Auf der Straße
21. Familienfeiern — Jubiläen
22. Unglück — Krankheit — Trauerfall
23. Briefe schreiben — eine Kunst
24. Titel, Orden, Ehrenzeichen
25. Der Umgang mit Tieren
26. Die Kunst des Reisens
27. Schmuck und Schminke
28. Erlaubt ist, was gefällt . . .
29. Ritterlichkeit im Sport
30. Wege zum Erfolg im Leben

Der Herr öffnet höflich die Schwingtür des Restaurants, läßt seine Begleiterin eintreten und folgt ihr dann — bis in die Mitte des Raumes, wo die junge Dame auf einen freien Tisch deutet: „Wie wär's mit dem da, Walter?" Der Geschäftsführer naht, verbeugt sich: „Darf ich bitten" und geht zu eben jenem Tisch, den die Dame ausgewählt hat. Und dort steht auch schon ein beflissener Kellner, der sich um die Garderobe des Herrn bemüht, während der Geschäftsführer der Dame aus dem Mantel hilft. Dann nehmen die beiden Gäste gleichzeitig Platz. Der Ober reicht zwei ledergebundene Speisekarten und legt neben den Herrn zusätzlich eine Weinkarte. Schnell hat die Dame gewählt; sie schiebt ihre Speisekarte beiseite und greift zur Weinkarte. Sie bestellt ein Menü und eine Flasche Wein.

Der Ober bedankt sich mit einer kleinen Verbeugung für die Bestellung und zieht sich zurück. Die Dame entnimmt ihrem Handtäschchen eine Puderdose mit eingebautem Spiegelchen, kontrolliert den Sitz der Frisur, tupft sich die Nase ab und korrigiert schließlich mit dem Lippenstift die Konturen ihres wohlgeformten Mundes.

Nach etwa zehn Minuten ist die Suppe serviert. Der Herr fährt erschreckt zusammen: „Du, Vorsicht, das Zeug ist ziemlich heiß!" Dann beginnt auch die Dame, mit entsprechender Vorsicht, zu essen.

Nachdem die Suppenteller abgeräumt sind, erscheint der Getränkekellner mit dem Wein. Er weist dem Herrn mit einer angedeuteten Verbeugung das Etikett vor. Der blickt ein wenig erstaunt und meint dann jovial: „Pfälzer, 59er, ich weiß — haben wir ja bestellt." Daraufhin schenkt der Kellner dem Herrn einen Schluck ein und bleibt abwartend stehen. Der Herr nimmt davon jedoch keine Notiz, er ist schon wieder in das Gespräch mit seiner Partnerin vertieft. Worauf der Ober schließlich das Glas der Dame füllt und dem Herrn nachschenkt.

Dann serviert sein Kollege das Hauptgericht. Formvollendet legt er zunächst der Dame, dann dem Herrn einen Teil der Speisen vor. Beide lassen sich die ausgezeichnet zubereitete Mahlzeit schmecken. Die Dame hatte ihren Hunger überschätzt — so legt sie zum Zeichen, daß sie gesättigt sei, ihr Besteck gekreuzt auf den Teller. Als der Kellner ihr noch einmal nachlegen will,

sagt sie ein wenig erstaunt: „Nein, danke!"

Nach dem Nachtisch fragt der Kellner, ob die Herrschaften noch einen Mokka wünschten. Und die Herrschaften wünschen. Die Dame benutzt die Pause, um sich zu erheben und den Waschraum aufzusuchen, während der Herr zur Zeitung greift. Nach einer Weile kehrt die Dame zurück. Wohlgefällig betrachtet ihr Begleiter sie über den Rand des Blattes hinweg und beglückwünscht sich, während sie wieder Platz nimmt, zu dieser eleganten Partnerin. Die Dame gießt sich ein und rührt ein wenig verloren in dem Täßchen. Schließlich schenkt sich auch der Herr ein, legt die Zeitung beiseite und trinkt. Nach einer Zigarettenlänge ruft er schließlich: „Ober — zahlen!" Der Kellner bringt daraufhin die gefaltet unter einer Serviette liegende Rechnung auf einem Teller. Der Herr überfliegt die Posten der Rechnung. Interessiert beugt sich die Dame zu ihm hinüber. „Ganz hübsche Preise, was?" meint sie. Doch dem Herrn sieht man an, daß ihm das nichts ausmacht. Er legt einen Fünfzigmarkschein auf die Serviette, erhebt sich und sagt zu seiner Begleiterin: „Erledige das doch bitte!" Auch er hat das Bedürfnis, sich frisch zu machen.

Als er zurückkehrt, hat der Kellner den Rechnungsbetrag bereits abgezogen. Das Garderobenfräulein erscheint. Es hilft der Dame in den Mantel, während sich der Kellner um die Garderobe des Herrn bemüht. Die Dame fragt dann noch: „Walter — sitzt mein Hut richtig?" „Du siehst entzückend aus, meine Liebe!" Und das genügt der Dame. Beide grüßen freundlich und verlassen, der Herr voran, das Lokal.

Zwei Menschen im Restaurant. Beide sehen gut aus. Beide sind geschmackvoll angezogen. Beide bieten einen erfreulichen Anblick. Schade nur, daß die einzigen, die sich in diesem ganzen Spiel korrekt benommen haben, die Kellner sind. Die Hauptakteure dieses wahrheitsgetreuen Berichtes dagegen haben vom Betreten des Lokals bis zum Verlassen fast alles falsch gemacht.

Zunächst einmal:

Der Herr ließ die Dame ins Lokal vorangehen — er hätte es zuerst betreten und ihr auch den Weg bahnen müssen.

Die Dame wählte den Tisch — das ist Sache des Herrn, der sich, wenn er besonders höflich sein will, bei seiner Begleiterin erkundigen kann, ob sie einverstanden ist.

Der Geschäftsführer war der Dame beim Ablegen der Garderobe behilflich — das hätte auf jeden Fall der Herr selbst tun müssen. Der Herr nahm gleichzeitig mit der Dame Platz — seine Pflicht wäre gewesen, ihr den Stuhl zurechtzurücken und erst Platz zu nehmen, nachdem sie sich gesetzt hatte.

Die Dame gab ihre Bestellung selbst auf — richtiger wäre gewesen, ihre Wünsche dem Herrn zu übermitteln, der sie gemeinsam mit seiner Wahl dem Ober bekanntgegeben hätte.

Die Dame vervollkommnete ihr Make-up am Tisch — Puderdose, Lippenstift und Kamm aber sollten grundsätzlich nur in der Einsamkeit des Waschraumes benutzt werden.

Der Herr begann vor der Dame mit dem Essen — die Dame aber nimmt auch in öffentlicher Gaststätte den Platz der Hausfrau ein, die mit dem Essen beginnt und so die Tafel eröffnet.

Der Herr war über die ihm vorgewiesene Weinflasche verwundert — der guterzogene Kellner wollte ihm lediglich Gelegenheit geben, auf dem Etikett Marke und Jahrgang zu überprüfen.

Der Herr übersah den Probeschluck — mit ihm hätte er sich als Weinkenner von der rechten Temperatur überzeugen sollen.

Die Dame versuchte, durch gekreuztes Auflegen ihres Besteckes anzudeuten, daß sie mit dem Essen fertig sei — der Kellner aber mußte aus dieser Bestecklage entnehmen, daß die Dame noch einmal bedient zu werden wünsche.

Der Herr griff zur Zeitung, als die Dame sich erhob, um hinauszugehen — natürlich hätte er ebenfalls aufstehen müssen. Auch als die Dame zurückkam hätte er ihr den Stuhl wieder zurechtrücken müssen.

Dame und Herr gossen sich unabhängig voneinander den Mokka ein — um wieviel netter hätte es ausgesehen, wenn die Dame Hausfrau gespielt und ihn bedient hätte!

Der Herr rief: „Ober — zahlen!" — auch ein Kellner hat Anspruch auf Höflichkeit, und so hätte der Herr natürlich: „Herr Ober — die Rechnung bitte!" sagen müssen.

Die Dame interessierte sich für die Höhe der Rechnung — sie hätte das nicht tun sollen.

Der Herr überließ der Dame das Zahlen — das aber wäre in jedem Fall seine Pflicht gewesen.

Der Herr blieb untätig, als das Garderobenfräulein seiner Begleiterin in den Mantel half — das aber hätte er wiederum selbst tun müssen, auch wenn die übereifrige Angestellte ihm zuvorkommen wollte.

Der Herr ging aus dem Lokal hinaus vor der Dame her — beim Verlassen aber hätte er ihr folgen müssen.

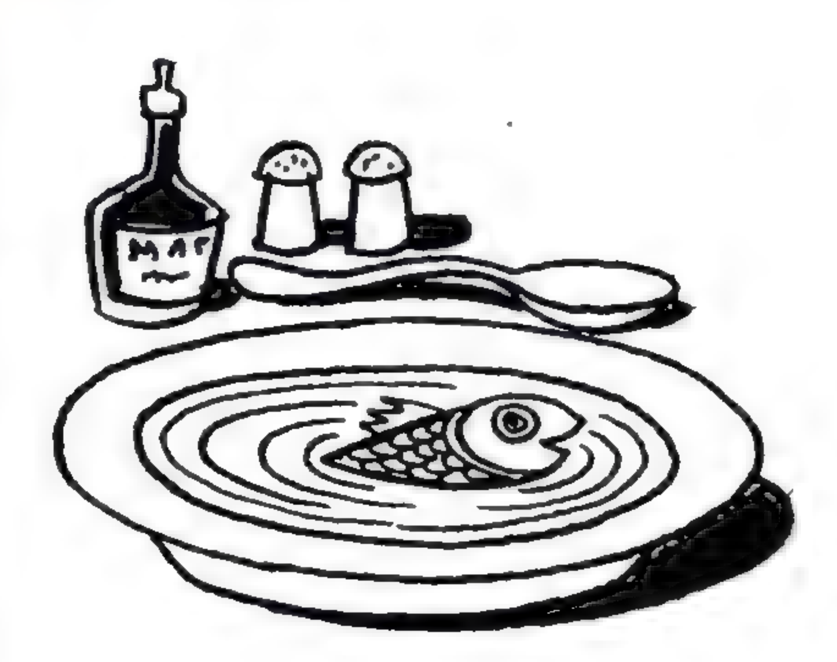


LILO AUREDEN

Das schmeckt so gut in der Normandie

Zwar wächst in der Normandie kein Wein — die große Ausnahme im Weinland Frankreich —, aber gerade deswegen schmeckt die normannische Küche mit Butter, Sahne, Cidre und Calvados so apart. An Weinfässern aus den anderen Provinzen ist jedoch kein Mangel. Wo munden Entensuppe, Rouener Ente und gefüllte Kalbsfüße (pieds farcis) besser als in Rouen? Wo die besonders gewürzten „Tripes à la Mode" besser als in Caen und Umgebung? So vollkommen, so ursprünglich kann man solche Spezialitäten nur an Ort und Stelle genießen. Begossen mit dem fruchtigen Apfelwein „Cidre" oder dem einzigartigen Apfelschnaps „Calvados". Es gibt auch mehr als 700 Käse-Sorten. Aber zu den sieben allerbesten gehört der dicksahnige Camembert aus der Normandie. Oft kopiert — doch nie ganz erreicht.

Andern in die Töpfe geguckt



Diepper Fischsuppe

In der Reisezeit faßt der sparsame aber eßlüsterne Monsieur Petitjean, wie jeder zehnte Pariser Familien-Patron, den Entschluß: Diesmal lassen wir es uns im Urlaub gut gehen — in der Normandie. Da kann man sich noch einiges leisten mit dem schwerverdienten Geld und leckere Dinge aus duftenden Töpfen genießen. An erster Stelle steht dabei „Diepper Fischsuppe". Die Zubereitung ist äußerst einfach: Ein Pfund Kabeljaufilet in Stücke schneiden, mit Zitronensaft und Calvados beträufeln, zugedeckt 5 Minuten ziehen lassen. In einem eigroßen Stück Butter mit zwei gehackten Zwiebeln und einem Glas Weißwein auf kleinem Feuer 10 bis 15 Minuten dünsten, durch ein Sieb streichen, mit 3/4 Liter heißer Milch auffüllen. Ein Dutzend frischgekochte, aus den Schalen gelöste Muscheln und ein Dutzend Krabbenschwänze hinzufügen, mit Pfeffer und wenig Salz nach Geschmack würzen, nach 5 Minuten Feuer aus. Zwei frische Eidotter mit Sahne verquirlt und eine Handvoll feingewiegte Petersilie, Kerbel, Estragon oder Dill untermischen. Mit in Butter gerösteten Weißbrotscheiben servieren.



Sauce Normande

Eine berühmte Spezialität dieser gesegneten Landschaft ist die Normannische Sauce. Sie schmeckt besonders gut zu gedünsteten Seezungen, Makrelen, Heilbutt, Steinbutt, Kabeljau, frischgekochten Muscheln und Krabben, zu gekochtem Huhn oder Kalbfleisch, zu Spargel, Blumenkohl und Champignons. In einer Kasserolle 1/4 Pfund Butter in kleinen Flöckchen auf kleinem Feuer schmelzen lassen. Zwei Eidotter mit 1/4 Liter dicker Sahne verquirlt nach und nach unter ständigem Rühren hinzufügen, etwa 4 Minuten auf kleinem Feuer ziehen lassen. Mit weißem Pfeffer und wenig Salz nach Geschmack würzen. Gleich servieren. Was ein rechter Normanne ist, trinkt dazu Cidre oder ein bis zwei Gläschen Calvados.

Matelote Normande

Zu den lukullischen Genüssen der fischreichen Normandie gehört die „Matelote". 1 1/2 Pfund Filets von Seezunge oder Kabeljau in 1/2 Liter Apfelwein mit 3 Pfefferkörnern, zwei zerschnittenen Zwiebeln und wenig Salz auf kleinem Feuer dünsten. Die Fischstücke herausheben, mit Calvados (Apfelschnaps) beträufeln, anzünden und abbrennen lassen. Den durchgeseihten Sud mit 1/4 Liter Sahne verdicken, 1/4 Pfund frische Champignons und die Fischstücke einlegen, 5 Minuten ziehen lassen. Feuer aus. Zu gleicher Zeit 2 Pfund Muscheln in Essigwasser kochen, bis die Schalen sich öffnen. Das Muschelfleisch aus den Schalen lösen und der Matelote hinzufügen. Dazu in Butter geröstete Weißbrotscheiben reichen.



Zeichnungen: Hürlimann

Crêpes Normandes

Der Clou eines festlichen Essens zwischen Dieppe und Cherbourg sind die appetitlichen und leichtbekömmlichen Crêpes Normandes, die auch nach dem opulentesten Mahl noch munden. Aus vier Eßlöffeln Mehl, zwei Eiern und einer Tasse lauwarmer Milch einen dünnflüssigen Teig rühren, 30 Minuten ruhen lassen. Zwei Reinetten-Äpfel schälen, das Kerngehäuse ausstechen, in Achtel schneiden und in heißer Butter goldgelb anbraten. Mit Zimt und Zucker bestreuen. Aus dem Teig in heißer Butter 4 dünne kleine Pfannkuchen backen, mit Apfelscheiben belegen und zusammenrollen. Auf einer heißen feuerfesten Platte anrichten, mit wenig Zucker bestäuben, beim Servieren mit einem Glas Calvados (Apfelschnaps) begießen, anzünden und abbrennen lassen. Der Clou eines festlichen Essens.

Poulet Normande

Geflügel spielt auch in der Normandie eine große Rolle. Ein etwa zwei Pfund schweres Brathuhn in vier Teile schneiden (zwei Bruststücke, zwei Keulen). Das Fleisch mit weißem Pfeffer und wenig Salz einreiben, in heißer Butter goldgelb anbraten. Dann in eine feuerfeste Schüssel legen. 1/2 Pfund Äpfel schälen, in Scheiben schneiden, kurz im Bratensaft dünsten, über das Fleisch füllen. Ein Glas Apfelwein darübergießen. Die zugedeckte Schüssel in den vorgeheizten Ofen stellen, bei mittlerer Hitze etwa 30 Minuten schmoren. In der Schüssel servieren. Dazu Petersilien-Kartoffeln reichen.



SUSIS Abenteuer



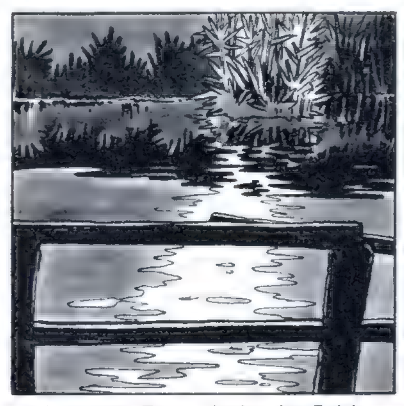
„Ich könnt' hier helfen, holdes Kind;
Denn wenn wir beide einig sind,
Ist schnell die Bande fortgejagt!"
Ins Ohr er dieses Susi sagt.



„Laß mich nur machen!", fährt er fort;
„Ganz in der Nähe ist der Ort,
Wo man mit Igeln reden kann!"
Und faßt mit Susi kräftig an.



So ziehen Susi und der Fuchs
Die Burschen mit dem Stachelwuchs,
Auf die sie frecherweise bau'n,
Jetzt seitwärts durch den Wiesenzaun.



Und hinterm Zaun, da ist der Teich,
An den das Füchslein dachte gleich,
Als es die fette Igelschar
Nahm lüstern auf dem Beutel wahr.



Geschwind nun, ohne Aufenthalt,
Zieht an die Böschung mit Gewalt
Der Fuchs die Fracht; und, wie er's wollt',
Die Igelbande abwärts rollt ...



Und unten in dem nassen Teich,
Da müssen unsre Igel gleich
Sich schwimmend strecken und entroll'n,
Wenn sie nicht hier ertrinken woll'n.



Das hat der schlaue Fuchs bedacht
Und innerlich sich eins gelacht,
Als richtig seine Beute jetzt
Sich landwärts in Bewegung setzt.



Den Igeln aber bleibt erspart,
Was ihnen zugedacht. Zu hart
Wär' für die Frechheit doch der Tod,
Der dafür jetzt dem Fuchse droht ...



Denn plötzlich, trotz der späten Stund',
Erscheint der Förster mit dem Hund.
Drum Fuchsens Igeltrick nicht klappt.
Fast hätte man ihn selbst geschnappt!

Zeichnungen und Text: Hans Held

REVUE

Deutschlands

Anatomie eines Wunders • Von MERKUR

Deutschland, das vor fünfzehn Jahren durch Marshallplan-Gelder wirtschaftlich am Leben erhalten wurde, ist heute die zweitgrößte Industriemacht der westlichen Welt. Deutschland hat erreicht, was kein Mensch für möglich hielt: es besitzt den größten Gold- und Devisenhort unter allen europäischen Ländern. Deutschland hat die Vereinigten Staaten in ihrem „klassischen" Exportartikel, dem Auto, geschlagen. Die Deutsche Mark wird vom amerikanischen Schatzamt zur Reservewährung erklärt, also dem Gold gleichgestellt. REVUE bringt die Anatomie eines Wunders: die Geschichte des Aufstiegs der Bundesrepublik. REVUE untersucht an dem Beispiel bedeutender Industriegruppen und bekannter Unternehmer, wie es dazu kam. Dieses Thema geht alle an. Denn der Wiederaufstieg Deutschlands darf nicht gefährdet werden

Millionen für den kleinen Mann

Die deutschen Millionäre erleben gegenwärtig unruhige Zeiten. Die großen Kurseinbrüche an den Börsen und andere wirtschaftliche Erschütterungen setzen ihnen zu. Der Bremer Kaufmann Hermann Krages, einer der erfolgreichsten Börsenspekulanten der letzten fünfzehn Jahre, ist nur ein Beispiel für viele. Krages hat in den letzten Jahren bei einigen Banken Kredite in Anspruch genommen, um für das Geld Aktien kaufen zu können. Krages besitzt größere Aktienpakete der Chemieverwaltung, des Kaufhofs, der Gelsenkirchner Bergwerks AG, der Metallgesellschaft und von Zellstoff Waldhof. Doch die Kursentwicklung an den Börsen bedeutete für den „Zauberer" aus Bremen eine bittere Enttäuschung: der Wert seines Aktienbesitzes verringerte sich von Woche zu Woche.

Krages blieb kein anderer Ausweg, als einen Teil seiner Aktien zu niedrigeren Kursen wieder zu verkaufen. Er durfte nicht Gefahr laufen, „exekutiert" zu werden. Von einer „Exekution" spricht man an der Börse, wenn die Banken einen Kreditnehmer dazu zwingen, seine Aktien zu verkaufen, um die Schulden abdecken zu können.

Bundesbankpräsident Blessing hat zugegeben, daß trotz seiner Warnung Kredite für Aktienkäufe in größerem Umfang gegeben worden sind und „Exekutionen" stattgefunden haben. Zweifellos haben sie dazu beigetragen, den großen Kurseinbruch im Mai an den deutschen Börsen noch zu verschärfen. Betroffen wurden so in erster Linie kapitalkräftige Aktionäre, die zuviel gewagt hatten, während die kleineren Wertpapierbesitzer — die im allgemeinen keine Aktien auf Kredit kaufen — verhältnismäßig ungeschoren davonkamen.

Diese Tatsache widerlegt wieder einmal die weitverbreitete Ansicht, daß in unserer Wirtschaft immer die „reichen Leute" am besten abschneiden. Tatsächlich zeigt eine „Anatomie des Wunders", daß in den letzten 14 Jahren in der Bundesrepublik keineswegs nur die Reichen noch reicher geworden sind.

Gewiß hat Deutschlands wirtschaftlicher Wiederaufstieg nicht nur die Millionäre von gestern wieder zu Besitz und Einfluß gebracht, sondern auch die Bildung neuer großer Vermögen ermöglicht. Wir haben gezeigt, wie wagemutige Unternehmer, geschickte Manager oder auch einflußreiche Interessengruppen wie die Gewerkschaften seit der Währungsreform Vermögen und wirtschaftliche Macht erworben haben.

Doch das ist nur die eine Seite des Wunders. Die Berichte, daß es heute in Deutschland einige tausend Millionäre mehr gibt als am Tage der Währungsreform, sind zwar unbestreitbar richtig — aber sie geben ein falsches Bild von der Vermögensbildung seit der Währungsreform.

Millionäre gibt es fast in jedem Land der Erde, in den ganz armen Entwicklungsländern Afrikas ebenso wie im kommunistischen China. Das Besondere am Wohlstand der Bundesrepublik ist, daß in unserem Land heute der Besitz bereits verhältnismäßig breit gestreut ist. Zwar ist in dieser Hinsicht der Abstand zu Ländern wie den USA, England oder der Schweiz noch immer beachtlich, aber wir können doch sagen, daß die vierzehn Jahre des Wunders nicht nur für ein paar tausend Bevorzugte, sondern für Millionen Menschen in unserem Land „fette Jahre" gewesen sind. Der „kleine Mann" in der Bundesrepublik hat seit 1948 auch Milliarden an Vermögen erworben.

Einige Zahlen mögen das beweisen: Auf den Sparkonten bei den deutschen Banken und Sparkassen liegen heute mehr als 60 Milliarden Mark. Das bedeutet: im Durchschnitt hat jeder Bürger der Bundesrepublik, ob gutverdienender Geschäftsmann oder Hausfrau, ob Kind oder Greis, mehr als 1000 Mark gespart.

Die Gesamtsumme aller Lebensversicherungen, die in der Bundesrepublik abgeschlossen wurden, liegt sogar noch höher als die Spareinlagen — sie dürfte 70 Milliarden Mark überschritten haben.

Man schätzt, daß sich in Deutschland Goldmünzen und Goldbarren im Wert von 2 bis 3 Milliarden Mark im Privatbesitz befinden.

So haben sich die Deutschen wieder ein „Polster" schaffen können. Gewiß, manches Vermögen haben sich Menschen in kleinen Markbeträgen buchstäblich

Wiederaufstieg

vom Munde abgespart — die Vermögensbildung war gerade in den ersten Jahren nach der Währungsreform sehr schwierig. Und dennoch: wenn wir zurückdenken an den 20. Juni 1948, dann werden wir zugeben müssen, daß damals wohl kaum jemand in der Zukunft mit 60 Milliarden Mark auf Sparkonten gerechnet hätte.

Noch entscheidender aber als die Neubildung von Sparvermögen, die durch den Krieg vernichtet worden waren, ist wahrscheinlich eine andere Entwicklung: die breite Streuung des Eigentums an Sachvermögen. Ein „Spargroschen" bleibt immer eine Art Rücklage für Notfälle, selbst wenn er einmal ein paar tausend Mark beträgt. Unter dem Begriff „Eigentum" versteht man in erster Linie den Besitz von Grund und Boden, von Häusern oder Anteilen an Wirtschaftsunternehmen. Heute wohnen nicht nur Millionen Menschen in der Bundesrepublik im eigenen Heim oder in einer Eigentumswohnung, auch die Beteiligung breiter Schichten der Bevölkerung an Industrie und Wirtschaft hat stark zugenommen. Etwa 10 Prozent des „Produktionsmittels" — also der Fabrikanlagen, Maschinen und Verwaltungsgebäude der Industrieunternehmen — dürften sich heute bereits im Besitz von Menschen befinden, die nicht viel mehr als 1000 Mark im Monat (oft auch erheblich weniger) verdienen.

Das neuartige Wertpapier, durch dessen Einführung diese Entwicklung stark gefördert worden ist, wurde lange vor der „Erfindung" der Volksaktie geboren: das Investment-Zertifikat.

Der Grundgedanke bei „Investment" ist denkbar einfach. Er heißt: wir schütten viele kleine Sparbeträge in einen großen Topf, weil wir dann besser mit dem Geld wirtschaften können. Mit 100 oder 1000 Mark kann man sich kaum direkt an der Industrie beteiligen: eine Teilhaberschaft an einem Unternehmen ist für solche Beträge nicht zu bekommen, und an der Börse kann man dafür nur eine oder allenfalls drei oder fünf Aktien kaufen. Das aber ist nicht empfehlenswert: der Sparer muß damit „alles auf eine Karte setzen", er kann sich nur an einem einzigen Unternehmen beteiligen, während eine möglichst breite Streuung des Risikos ihn besser vor Verlusten in einer bestimmten Branche schützen würde.

All das bietet das Investment-Zertifikat: Zehntausend oder auch Hunderttausend „legen zusammen", damit für alles Geld, das sie gespart haben, Aktien verschiedener Unternehmen gekauft werden können. Die Auswahl dieser Aktien wird von Fachleuten vorgenommen, so daß eine ständige Überwachung des Gemeinschaftsbesitzes stattfindet und Änderungen in der Wirtschaftslage berücksichtigt werden können. Jedes Zertifikat gewährt seinem Besitzer einen Anteil an dem gesamten Vermögen des Fonds.

Die „Väter" des Investment-Anteils, der heute in einigen hunderttausend Familien der Bundesrepublik verbreitet ist, sind ein paar amerikanische Besatzungsoffiziere. In Amerika ist das Investment-Zertifikat seit langem weitverbreitet. Millionen Familien in den USA haben Investment-Sparpläne abgeschlossen. Der Kauf solcher Wertpapiere, durch den sie sich indirekt an der amerikanischen Industrie beteiligen können, erscheint ihnen als natürliche Ergänzung des Sparguthabens und der Lebensversicherung.

Diese einfache Methode, dem „kleinen Mann" die Beteiligung an der Industrie zu ermöglichen, sollte doch auch in Deutschland Eingang finden können, sagten sich die mit Investment vertrauten US-Besatzer. Sie dachten daran, daß die deutsche Industrie zum Wiederaufbau dringend Kapital brauchen würde, und waren deshalb überzeugt, bei den deutschen Banken auf großes Interesse zu stoßen. Doch die ersten Gespräche brachten wenig Ergebnisse: die meisten der eingeladenen Bankiers hörten sich zwar die Vorschläge der Amerikaner höflich an, aber sie zeigten wenig Interesse an dem „neumodischen" Wertpapier. Nur einige Münchner Bankiers konnten sich für den Vorschlag erwärmen.

So wurde München zur Geburtsstätte des deutschen Investment. Die drei großen bayerischen Banken, unter Führung der Bayerischen Staatsbank, gründeten zusammen mit dem Bankhaus Aufhäuser im Jahre 1950 die ersten Investmentfonds der Bundesrepublik: Fondra und Fondak. Die Aktien von 100 verschiedenen deutschen Unternehmen wurden in Fondak vereinigt, der erste Verkaufspreis eines Anteils betrug 100 Mark. Beim Fondra wurden sowohl Aktien als auch Anleihen aufgenommen. Die Leute, die damals dem „neumodischen" Wertpapier Vertrauen geschenkt und die ersten Investment-Anteile gekauft haben, waren ausgesprochene Glückspilze: zehn Jahre später hatten sie einen Wert in Händen, der nicht mehr 100, sondern 1000 Mark betrug.

Doch zunächst schienen die Skeptiker recht zu behalten: das Investment-Zertifikat wurde nicht populär. Die meisten Deutschen hatten andere Sorgen, als sich für ein neuartiges Wertpapier zu interessieren. Auch zeigte sich bald, daß die deutschen Sparer trotz Inflation und Währungsreform im Grunde konservativ geblieben waren: sobald sie wieder zu Geld kamen, legten sie sich zunächst ein Sparbuch und später Pfandbriefe zu. Nur langsam wuchs das Vermögen der Investmentfonds.

Immerhin waren die ersten Jahre sehr wichtig für den Aufstieg der Investment-Gesellschaften. Damals wurden die Erfahrungen auf einem Gebiet gesammelt, das in Deutschland noch praktisch unbekannt war. Die wichtigste Aufgabe des Investmentfonds ist die Auswahl der Aktien: von ihr allein hängt der Erfolg eines Fonds ab. Wenn es dem sogenannten „Anlageausschuß", in dem Fachleute der beteiligten Banken über die aussichtsreichste Anlage des ihnen anvertrauten Geldes beraten, gleich zu Anfang gelingt, eine gute Mischung zusammen-

Deutschlands Wiederaufstieg

zustellen, dann kann sich der Wert des Fonds überdurchschnittlich entwickeln. Wenn die Fachleute die Aussichten der chemischen Industrie und des Maschinenbaus besonders hoch einschätzen, dann werden sie viele Aktien von Unternehmen dieser Branchen kaufen — wobei natürlich auch innerhalb der Branchen wieder diejenigen Unternehmen bevorzugt werden, die als besonders aussichtsreich angesehen werden.

An der Entwicklung des Ausgabepreises der Anteile kann man sehen, ob ein Fonds erfolgreich gearbeitet hat. Steigt der Ausgabepreis eines Fonds-Zertifikates stärker (oder fällt er weniger stark) als der von Konkurrenz-Fonds oder der durchschnittliche Wert der Aktien, so hat der Anlageausschuß „richtig gelegen".

Ein Jahr später bekam die erste deutsche Investment-Gesellschaft, die bisher allein gearbeitet hatte, die erste Konkurrenz: die Dresdner Bank legte den Fonds Concentra auf. Andere Gründungen folgten, bald gab es mehr als ein Dutzend Investmentfonds in der Bundesrepublik: Investa, Intervest, Thesaurus, Unifonds, Uscafonds, Dekafonds — um nur einige zu nennen. Alle diese Fonds waren nach den gleichen Grundsätzen aufgebaut, unterschieden sich aber doch zum Teil beachtlich voneinander. Während einige Fonds nur deutsche Wertpapiere kauften, wagten sich andere bald

„. . . und wenn es gar nicht möglich ist, aus mir ein braves Kind zu machen — lieber Gott, dann gib Mutti wenigstens stärkere Nerven . . .!"

auch über die Grenzen hinaus und erwarben ausländische Aktien. Einige Fonds wurden sogar speziell für ausländische Aktien gegründet: heute gibt es Investment-Zertifikate, die ihren Käufer an der amerikanischen, französischen, englischen oder italienischen Industrie beteiligen. Großes Interesse haben vor allem die sogenannten EWG-Fonds gefunden, also Investmentfonds, die sich auf den Kauf von Aktien aus den Ländern des entstehenden Gemeinsamen Marktes in Europa konzentrieren.

Heute ist das Investment in der Bundesrepublik eine wirtschaftliche Macht. Die deutschen Investmentfonds verwalten ein Vermögen von zusammen etwa 3 Milliarden Mark, das zum größten Teil in deutschen Aktien aufgelegt ist. Etwa 700 000 Bürger der Bundesrepublik besitzen Zertifikate von Investmentfonds. Dabei zeigen Untersuchungen über die Berufsgruppen der Investment-Käufer, daß hier tatsächlich eine breite Streuung von Eigentum erreicht wird. Etwa 30 Prozent der Besitzer von Investment-Zertifikaten sind Angestellte oder Beamte, rund 20 Prozent Hausfrauen, Rentner und Pensionäre und eine ebenso große Gruppe Angehörige der akademischen Berufe. Die Geschäftsleute und Unternehmer spielen dagegen mit 10 Prozent nur eine geringe Rolle, allerdings ist ihre Zahl noch immer größer als die der Arbeiter, die nur etwa 5 Prozent der Investment-Käufer stellen. Immerhin kann man sagen, daß in den 14 Jahren des Wunders etwa 2 Millionen Menschen in der Bundesrepublik — wenn man Belegschaftsaktionäre und Volksaktionäre hinzurechnet — Eigentum an Produktionsmitteln erworben haben.

Das Investment hat seine Feuerprobe auch bereits bestanden. Obwohl die deutschen Börsen nach der stürmischen Aufwärtsbewegung in den Jahren 1958 bis 1960 seit nunmehr fast zwei Jahren unter Kursrückgängen leiden, ist der Absatz der Investment-Anteile weiter gestiegen. Die viel gefürchtete „Investment-Panik" ist ausgeblieben: auch wenn die Kurse der Aktien einmal stark gesunken sind und sich entsprechend der Wert der Zertifikate vermindert hat, haben die meisten Investment-Besitzer an ihren Anteilen festgehalten. Der große Kurseinbruch im Mai hat bewiesen, daß der „kleine Mann" gar keine so schlechten Nerven hat: in vielen Fällen wurden sogar weitere Zertifikate dazugekauft.

Der besondere Vorzug des Investment-Sparens liegt darin, daß der Kapitalanleger nicht vom Geschick eines oder weniger Unternehmen abhängig ist. Wenn einmal die Geschäfte in der Textilindustrie oder im Bergbau nicht so gut laufen, dann werden vielleicht größere Gewinne der Elektroindustrie oder der Brauereien einen Ausgleich bieten. Außerdem werden natürlich die Fachleute des Anlageausschusses versuchen, die Entwicklung der Konjunktur in den einzelnen Branchen vorher zu erkennen und daraus Konsequenzen zu ziehen. In den Fonds der Allgemeinen Deutschen Investment-Gesellschaft (die neben den beiden ältesten deutschen Fonds heute noch vier andere Investmentfonds verwaltet) zum Beispiel wurde im Jahre 1960 der Anteil von Aktien der Ruhrindustrie vermindert. Die Bankiers erwarteten, daß die Stahlindustrie und insbesondere der Bergbau in Zukunft nicht mehr im gleichen Maße Wachstumswerte sein würden wie die Unternehmen anderer Branchen. Die Entwicklung an der Ruhr hat ihnen recht gegeben: Kohlenhalden und sinkende Stahlpreise sind ein Zeichen dafür, daß die Schwerindustrie nicht mehr auf der Sonnenseite der Konjunktur steht. Die anderen Investmentfonds treffen ähnliche Entscheidungen: natürlich können auch Fachleute irren, aber letzten Endes wirkt sich das Prinzip der „Risikostreuung" — von jedem etwas — für den Investment-Sparer günstig aus.

Vielleicht wird der Investment-Gedanke bald auch bei der Privatisierung von Bundesvermögen eine Rolle spielen. Bonn will verschiedene Unternehmen zu einem Block zusammenfassen und dann in Privatbesitz überführen. Auf diese Weise kann das Risiko der zukünftigen Volksaktionäre vermindert werden. Nur durch eine breite Streuung von Eigentum aber können die sozialen Gegensätze in der Bundesrepublik allmählich verringert werden. In dieser Hinsicht bleibt noch viel zu tun. Wenn man Investment-Anteile, Volksaktien und anderen weitgestreuten Aktienbesitz zusammenrechnet, so kommt für den einzelnen Bürger der Bundesrepublik ein Anteil von etwa 300 Mark am Produktionsvermögen heraus — also wesentlich weniger, als er auf dem Sparkonto liegen hat.

Alle Zahlen zeigen, daß Deutschland nach 14 Jahren Wiederaufstieg ein wohlhabendes Land geworden ist: weder noch so ärgerliche Preissteigerungen noch die erhitzten Diskussionen um die „Konjunkturkrise" oder gegenseitige Vorwürfe von Unternehmern und Arbeitnehmern können die Tatsache verdecken, daß es den Deutschen heute materiell besser geht als jemals zuvor.

Wir leben im Wohlstand — aber wir haben erst damit begonnen, Eigentum zu erwerben. Hier liegt eine der großen Aufgaben für die nächsten zehn Jahre. Von uns allen, nicht nur von ein paar Politikern oder Wirtschaftlern, hängt es ab, ob auch die wirtschaftliche Entwicklung der kommenden Zeit eines Tages als Geschichte eines „Wunders" geschildert werden kann.

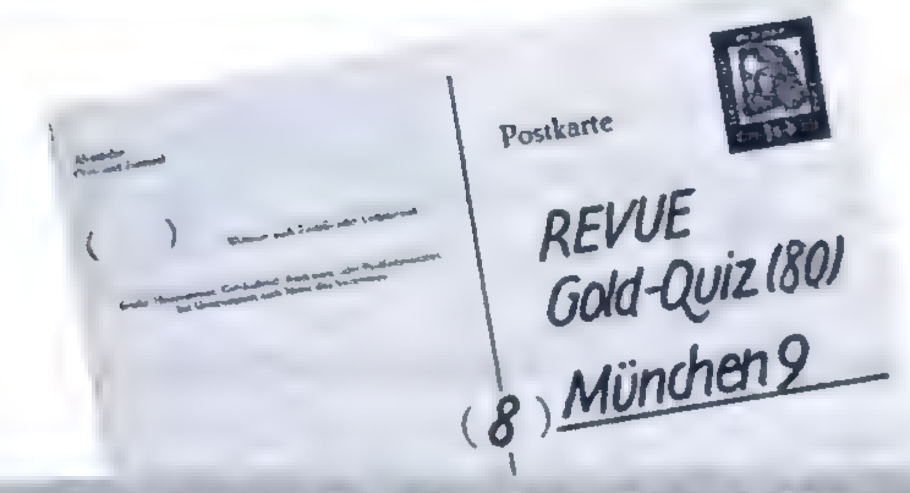
ENDE



Wissen ist Gold wert

pures 24-karätiges Gold

Gold-Quiz (80)



So sieht die richtige Anschrift aus
([illegible] Postleitzahl nicht vergessen!)

In diesem Spiel werden in jeder REVUE drei Preisfragen gestellt, eine leichte — sie heißt QUIZ, eine mittelschwere — QUIZZER, und eine sehr schwere — AM QUIZZESTEN.

Jede Woche können Sie gewinnen:

Für QUIZ 1 Goldbarren von 10 Gramm • Für QUIZZER 1 Goldbarren von 20 Gramm • Für AM QUIZZESTEN 1 Goldbarren von 50 Gramm • Außerdem noch 50 wertvolle Bücher

Jede richtig beantwortete Frage kann Ihnen einen Gewinn bringen, und Sie können sich entscheiden, welche Frage Sie beantworten wollen. Selbstverständlich steht es Ihnen frei, auch zwei oder alle drei Fragen zu lösen.

Dann schreiben Sie Ihre Lösungen auf die Rückseite einer Postkarte, die Sie genauso adressieren, wie Sie es links abgebildet sehen.

Gehen mehr richtige Lösungen ein als Preise vorhanden sind, werden die Gewinne ausgelost. Die Entscheidung des Preisgerichts ist unanfechtbar. Der Erwerb der REVUE zur Teilnahme ist nicht erforderlich. Gewinnern aus dem Ausland wird der Gegenwert in Geld ausgezahlt.

Einsendeschluß für REVUE-Gold-Quiz (80) ist der 16. Juli. Lösungen und Namen der Preisträger erscheinen in REVUE Nr. 31 vom 5. August 1962.

Im REVUE-Gold-Quiz Nr. 76 gewannen durch Auslosung: für QUIZ: 1 Goldbarren von 10 Gramm: Milly Wulkow, Bünde/Westf., Bahnhofstr. 65 — für QUIZZER: 1 Goldbarren von 20 Gramm: Doris Scholz, Saarbrücken 5, Luisenthaler Str. 27 — für am QUIZZESTEN: 1 Goldbarren von 50 Gramm: Melsene Stöber, Hamburg-Berne, Berner Heerweg 306 d.

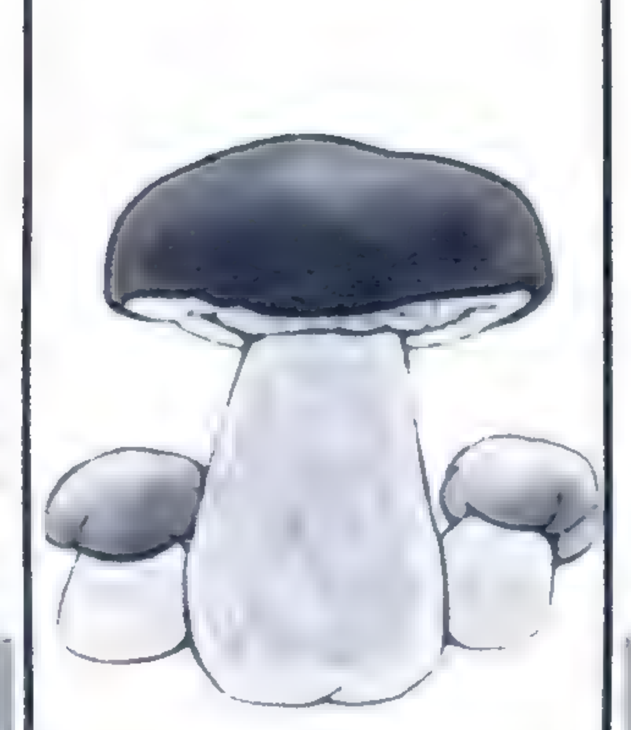
Richtige Lösung: für QUIZ: Hermann und Dorothea, für QUIZZER: Othello, für AM QUIZZESTEN: Sancho Pansa.

Quiz

(die leichte Frage)

Von Pilzsammlern sehr begehrt ist dieser Speisepilz mit dem braunen Hut und den weißgelben Röhren.

WELCHER PILZ IST ES?



Quizzer

(die mittelschwere Frage)

Diese starkriechende, auf Äckern wachsende Blume mit ihren weißgelben Blüten ist eine sehr bekannte Heilpflanze.

WIE IST DER NAME?



am Quizzesten

(die schwere Frage)

Schön, aber sehr giftig ist diese, zu der Gattung der Rachenblütler gehörende Blume. Sie steht unter Naturschutz.

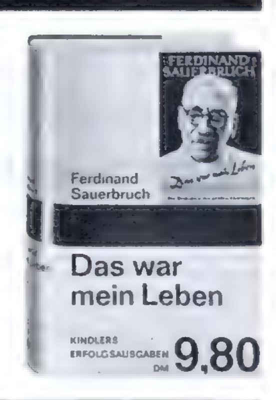
WIE HEISST SIE?



Schreiben Sie Ihre Lösungen nur auf eine Postkarte, auch wenn Sie zwei oder drei Fragen beantworten!

Kindlers Erfolgs-ausgaben

DAS WAR MEIN LEBEN, die Memoiren Ferdinand Sauerbruchs sind seit ihrem Erscheinen von Millionen Menschen gelesen worden und gelten als Inbegriff der Arzt-Biographie. Denn ein unübersehbarer Strom von Menschen ist durch dieses Leben gegangen. Sauerbruch begegnete vielen, die Europas Schicksal mitgestaltet haben: Wilhelm II., Hindenburg, den Popanzen des Dritten Reiches, den Männern des 20. Juli. Der Lebensweg des großen Chirurgen ist zugleich ein Abschnitt der modernen Medizin. (498 Seiten, 14 Bilder, Ganzleinen DM 9,80)



BIS ALLER GLANZ ERLOSCH ist der Roman eines halben Jahrhunderts deutschen Schicksals. Im Leben der Amerikanerin und zur Wahl-Berlinerin gewordenen Blanche von Eichen spiegelt sich diese Epoche so lebensnah, daß der Leser unmittelbaren Anteil an ihr nimmt. Wir erleben die Dramatik des Sturzes von der Höhe der Jahre, die dem Ersten Weltkrieg vorausgingen, bis in den Abgrund des Dritten Reiches und erkennen, daß Leid zu Läuterung des Herzens und der Bewältigung unseres Daseins führen kann. (492 Seiten, Ganzleinen DM 9,80)



HOTEL ADLON in Berlin war das Haus, in dem Weltgeschichte nicht nur erlebt, sondern häufig auch gemacht wurde. Seitdem Kaiser Wilhelm II. dort abgestiegen war, gab es kaum einen Fürsten, Staatsmann oder Künstler von Bedeutung, der in diesem Hotel nicht „zu Hause" gewesen wäre. Das Erinnerungsbuch Hedda Adlons gewinnt dadurch fast den Rang einer kleinen Kulturgeschichte des Deutschlands ihrer Tage. In ihren Memoiren berichtet sie von allen Ereignissen in Berlins erstem Hotel. (450 Seiten, Ganzleinen DM 9,80)



EINEN BESSERN FINDST DU NICHT ist die Geschichte des unbekannten Landsers in der Hölle des Zweiten Weltkriegs, ein Buch voller Wahrhaftigkeit, hart geschrieben, doch mit tiefer Trauer über alles das, was sich in diesen dunkelsten Tagen der Menschheit ereignet hat und nicht mehr rückgängig gemacht werden kann. Eine unüberhörbare Warnung, ein Dokument, eine Anklage. Niemand kann das Buch aus der Hand legen, ohne von ihm tief erschüttert und nachdenklich gemacht worden zu sein. (508 Seiten, Ganzleinen DM 9,80)



DER ARZT VON STALINGRAD ist das große Epos der Kriegsgefangenschaft. Konsalik gelang es, die Trostlosigkeit jener Tage realistisch zu porträtieren. Unvergeßlich bleibt seine Schilderung einer Schädeltrepanation bei Petroleumlicht in einer sturmumtosten russischen Bauernkate mit nichts als Drillbohrer, Stemmeisen, Schlosserhammer und dem Taschenmesser eines Landsers. Diese Operation gewann mit Windeseile einen fast mythischen Ruhm in allen Gefangenenlagern von Odessa bis Astrachan. (488 Seiten, Ganzleinen DM 9,80)



URLAUB BIS ZUM WECKEN hat Leon Uris in die erste Reihe der großen Schriftsteller der Gegenwart gestellt. Eindringlich und fesselnd erzählt Uris die Geschichte einer Handvoll junger Freiwilliger des amerikanischen Marinekorps auf dem pazifischen Kriegsschauplatz. In allem Dreck des Frontlebens, allem Grauen der Angriffe und des gewaltsamen Ringens überwiegt jedoch das humane Element: die Kameradschaft, die Opferbereitschaft, das Mitleid. Hier sind die Menschen so dargestellt, wie sie sind. (528 Seiten, Ganzleinen DM 9,80)



In jeder Buchhandlung



Fernseh-Programm

vom 7. Juli bis 14. Juli 1962

Samstag, 7. Juli

VORMITTAGSPROGRAMM

Zu empfangen über die Fernsehsender des NDR, SFB und entlang der Zonengrenze

10.00 Nachrichten; 10.05 Tagesschau (vom Vorabend); 10.25 Abenteuer unter Wasser; 10.50 Hätten Sie's gewußt?; 11.50 Makkaroni; 12.00 Das aktuelle Magazin

15.00 Das Telebilderbuch

15.25 Crêpes Aurelia

15.40 Die Todesschlucht von Arizona
Ein Spielfilm mit Randolph Scott und anderen
Regie: Edwyn L. Marin

17.00 Internationales Tennisturnier
Schlußrunde

18.00 Evangelischer Vespergottesdienst

REGIONALPROGRAMM

AUS MÜNCHEN: 18.30 Nachrichten; 18.35 Gefährlicher Besuch; 19.05 Viertelstunde; 19.25 Abendschau

AUS FRANKFURT: 18.30 Vater ist der Beste; 19.00 Hessenschau; 19.20 Im Land der Tiere; 19.30 Musik und gute Laune

AUS HAMBURG/BREMEN: 18.35 Programmhinweise; 18.45 Nordschau; 19.25 Die Abenteuer des Hiram Holliday

AUS SAARBRÜCKEN: 18.30 Blick ins Saarland ...; 19.10 Lieder aus der Küche; 19.20 Sag die Wahrheit

AUS BERLIN: 18.40 Welt-Kurznachrichten; 18.45 Mutter ist die Allerbeste; 19.15 Sandmännchen; 19.25 Abendschau

AUS STUTTGART/BADEN-BADEN: 18.30 Star-Theater (Wiederholung); 19.00 Abendschau; 19.20 Alarm für Dora X

AUS KÖLN: 14.00 Die Woche — Hier und Heute; 18.30 Hier und Heute; 19.15 Die alte Walze

20.00 Tagesschau · Das Wetter

20.20 Brand-Stiftung
Komödie von Günther Siegmund
Mit Otto Lüthje, Eri Neumann, Heidi Kabel, Edgar Bessen, Heini Kaufeld und anderen
Regie: Hans Mahler

22.05 Tagesschau

22.15 Das Wort zum Sonntag
Es spricht Superintendent Dr. Wilhelm Dittmann



Um 20.20, 1. Pr.: Dem Pastor (O. Lüthje) gesteht Lieschen (A. Rastedt) ihre Liebe zu Jan Facklamm. Aber wo steckt er denn, ihr Liebster? Seit der Gewitternacht, in der zwei Häuser in Flammen aufgingen, ist er spurlos verschwunden.

22.30 Weltmeisterschaften im Kunstturnen
Entscheidungen im Mannschaftskampf der Herren

2. Fernsehprogramm

REGIONALPROGRAMM

19.30 Prisma des Westens

★

20.20 Morgen ist es zu spät
Ein Spielfilm mit Anna Maria Pierangeli, Vittorio De Sica, Gino Leurini und anderen
Regie: Léonide Maguy

21.50 Der Lückenbüßer

Österreichisches Fernsehen

20.00 **Zeit im Bild**
20.20 **Kurzfilm-Mosaik**
20.30 **Hauptmann Radin**
22.30 **Zeit im Bild**

Sonntag, 8. Juli

9.00 Weltmeisterschaften im Kunstturnen
Einzelmeisterschaft der Herren (Geräte)

11.00 Zwischen Bamberg und Rügen
Ein nicht nur historischer Filmbericht

11.30 Wochenspiegel

12.00 Der Internationale Frühschoppen

12.50 Die Vorschau

13.10 Magazin der Woche

14.30 Die goldene Maske

15.00 Weltmeisterschaften im Kunstturnen
Aufzeichnung einer Übertragung des Tschechoslowakischen Fernsehens vom Mittag aus Prag

17.00 Die Lokalbahn
Komödie in drei Akten von Ludwig Thoma
Mit Michl Lang, Liesl Karlstadt, Ina Peters, Hans Baur, Eva Vaitl, Hans Cossy, Hans Clarin und anderen
Szenenbild: Walter Dörfler
Regie: Hans Reinhard Müller (Wh.)

18.45 Anno 1962

19.30 Die Sportschau



Um 20.15, 1. Pr.: Der reiche Antiquitätenhändler Lunardo (H. Simon) hat Filipeto, den Sohn seines Freundes, als Mann für seine Tochter Lucieta ausgesucht. Aber mit diesem Plan stößt er bei seiner Frau (E. Schärtel) und bei Frau Felice Cancian (R. Pütz, r.) auf wenig Verständnis.

20.00 Tagesschau · Das Wetter

20.15 Die vier Grobiane
Musikalische Komödie von Ermanno Wolf-Ferrari
Frei nach Carlo Goldoni
Text von Giuseppe Pizzolato
Mit Herbert Simon, Elisabeth Schärtel, Edith Mathis, Georg Rehkemper, Friedrich Lenz, Liselotte Fölser und anderen
Es spielt das Hamburger Rundfunkorchester
Musikalische Leitung: Walter Martin
Szenenbild: Karl-Hermann Joksch
Regie: Herbert Junkers

22.15 Nachrichten

22.20 Gewählt — gezählt
Landtagswahlen in Nordrhein-Westfalen

2. Fernsehprogramm

REGIONALPROGRAMM

19.25 Bayerischer Bilderbogen

★

20.15 Auf der Tribüne

21.00 Raskolnikoff
Fernsehspiel nach Dostojewskijs „Schuld und Sühne"
Von Leopold Ahlsen
Mit Hartmut Reck, Paul Verhoeven, Solveig Thomas, Uwe Friedrichsen, Ernst-Fritz Fürbringer, Charlotte Scheier-Herold, Gerd Brüdern u. a.
Musik: Rolf Unkel
Szenenbild: Gerd Richter
Regie: Franz Peter Wirth

Österreichisches Fernsehen

19.30 **Zeit im Bild**
Übertragung v. Deutsch. Fernsehen:
20.15 **Die vier Grobiane**
22.15 **Christ in der Zeit**
Es spricht Kaplan Dr. Rudolf Malik, Linz
22.20 **Zeit im Bild**

Montag, 9. Juli

VORMITTAGSPROGRAMM

10.00 Nachrichten; 10.05 Tagesschau (vom Vorabend); 10.25 Die Sportschau; 10.55 Nerven wie Drahtseile; 11.20 Lebendiges Weltall; 12.00 Das aktuelle Magazin

17.00 Magazin für die Frau
Kamera: Eckart Hoffmeyer

17.35 Gallaudet
Filmbericht über eine Schule für Gehörlose in Amerika

17.50 Zwischen Bamberg und Rügen
Ein nicht nur historischer Filmbericht über einen 900 Jahre alten Heiligen

REGIONALPROGRAMM

AUS MÜNCHEN: 18.30 Nachrichten; 18.35 Musikalische Unterhaltung; 19.05 Viertelstunde; 19.25 Abendschau

AUS FRANKFURT: 18.25 Die kleinen Bälle von Paris; 18.50 Sandmännchen; 19.00 Hessenschau; 19.20 Wau-Wau-Schau; 19.30 Begegnung an Bord

AUS HAMBURG / BREMEN: 18.20 Programmhinweise; 18.25 Nordschau; 19.25 Mutter ist die Allerbeste

AUS SAARBRÜCKEN: 18.30 Blick ins Saarland ...; 19.10 Emil — oder der gute Ton; 19.20 Tele-Jockey

AUS BERLIN: 16.30 Die goldene Brücke; 18.40 Welt-Kurznachrichten; 18.45 Geheimauftrag für John Drake; 19.15 Sandmännchen; 19.25 Abendschau

AUS STUTTGART/BADEN-BADEN: 18.30 Stippvisiten aus Amerika; 19.00 Abendschau; 19.20 Typisch Lucy

AUS KÖLN: 18.30 Hier und Heute; 19.15 Im letzten Augenblick

20.00 Tagesschau · Das Wetter
Die Reporter der Windrose berichten

20.20 Stützpunkte
Leitung: Peter von Zahn

20.50 Die sechs Siebeng'scheiten
Ein Wettstreit zwischen erwachsenen Schülern

21.30 Diesseits und jenseits der Zonengrenze
Eine Gemeinschaftssendung des NDR, SFB und WDR

22.15 Tagesschau

22.25 Tour de France
Bericht vom Tage

2. Fernsehprogramm

REGIONALPROGRAMM

19.30 Prisma des Westens

★

20.20 Wir sprechen für die Zone

20.35 Sein größter Prozeß
Ein Spielfilm mit Michael Redgrave, Leo Genn, Ann Todd und anderen
Regie: George More O'Ferrall



Um 20.35, 2. Pr.: Rechtsanwalt Deliot (M. Redgrave, r.) hat den Fall übertragen bekommen: Er soll den Schriftsteller Vauthier (K. Moore) verteidigen, einen von Kindheit an taubstummen und blinden Mann, der des Mordes angeklagt ist und die Tat gestanden hat. Trotzdem weiß Deliot: Dieser Mann ist unschuldig!

Österreichisches Fernsehen

20.00 **Zeit im Bild**
20.20 **Kurzfilm-Mosaik**
20.30 **Aktueller Sport**
20.50 **Einundzwanzig**
21.30 **Dick und Doof**
21.50 **Zeit im Bild**

Dienstag, 10. Juli

VORMITTAGSPROGRAMM

10.00 Nachrichten; 10.05 Tagesschau (vom Vorabend); 10.25 Die Schaubude; 11.05 Victor Hugo; 11.25 Der Ritter mit der eisernen Hand; 12.00 Das aktuelle Magazin

17.00 Rasmus und der Landstreicher

17.30 Das hilfreiche Kännchen

REGIONALPROGRAMM

AUS MÜNCHEN: 18.30 Nachrichten; 18.35 Sie schreiben mit; 19.05 Viertelstunde; 19.25 Abendschau

AUS FRANKFURT: 18.25 Hucky und seine Freunde; 18.50 Sandmännchen; 19.00 Hessenschau; 19.20 Sehr zum Wohle; 19.30 Madonna der Zigeuner

AUS HAMBURG / BREMEN: 18.20 Programmhinweise; 18.25 Nordschau; 19.25 Auf den Spuren des Dschingis-Khans

AUS SAARBRÜCKEN: 18.30 Blick ins Saarland ...; 19.10 Schlagzeilen des Jahrhunderts; 19.20 Geheimauftrag für John Drake

AUS BERLIN: 16.30 Ein Abend zu dritt; 18.40 Welt-Kurznachrichten; 18.45 Mit Siebenmeilenstiefeln; 19.15 Sandmännchen; 19.25 Abendschau

AUS STUTTGART/BADEN-BADEN: 18.30 Vater ist der Beste; 19.00 Abendschau; 19.20 Musik liegt in der Luft

AUS KÖLN: 18.30 Hier und Heute; 19.15 Häberle und Pfeiderer

20.00 Tagesschau · Das Wetter

20.20 Auf den Spuren der Antike
Von C. W. Ceram
3. Die Affäre Glozel oder Ist Dr. Morlet ein Fälscher?



Um 21.05, 1. Pr.: Der Bankangestellte Marble (W. Kieling) gerät aus eigener Schuld in finanzielle Schwierigkeiten. Da erscheint sein schwerreicher Neffe Jim aus Australien. Marble ermordet ihn. Sein Verbrechen bleibt unentdeckt. Und doch muß Marble eines Tages erkennen, daß das Schicksal ihm keinen Schuldenerlaß, sondern nur „Zahlungsaufschub" gewährt hat.

21.05 Zahlungsaufschub
Eine Fernseherzählung von Franz Peter Wirth
Nach einem Roman von C. S. Forester
Mit Wolfgang Kieling, Edith Heerdegen, Fritz Wepper, Eva Pflug, Jaspar v. Oertzen, Herbert Tiede
Regie: Franz Peter Wirth

22.35 Tagesschau

22.45 Tour de France
Bericht vom Tage

2. Fernsehprogramm

REGIONALPROGRAMM

19.30 Prisma des Westens

★

20.20 Musik erklingt ...
im Hafen von Napoli
Eine Unterhaltungsshow mit dem Jochen-Brauer-Sextett, Ines Taddio, Nora Nova, Jean Thomé, Kurt Elliot, Hanna Dölitsch, Maria und Franco Duval und dem Machart-Ballett

20.50 Pariser Journal

21.35 Begegnung mit Hector Berlioz

Österreichisches Fernsehen

20.00 **Zeit im Bild**
20.20 **Kurzfilm-Mosaik**
20.30 **Die Heimkehr**
Bei uns in der Fremde — Irland
21.00 **Bevölkerungsexplosion**
Eine weltweite Querschnittdiskussion des Amerikanischen Fernsehens
22.00 **Zeit im Bild**



Mittwoch, 11. Juli

VORMITTAGSPROGRAMM

10.00 Nachrichten; 10.05 Tagesschau (vom Vorabend); 10.25 Der Hexer; 12.00 Das aktuelle Magazin

17.00 Gefährliche Reise
Eine abenteuerliche Jungengeschichte von Gerd Prager
Regie: Klaus Steller (Jugendstunde)

REGIONALPROGRAMM

AUS MÜNCHEN: 18.30 Nachrichten; 18.35 Die unheimliche Bibliothek; 19.05 Viertelstunde; 19.25 Abendschau
AUS FRANKFURT: 18.25 Ein kleiner Irrtum; 18.50 Sandmännchen; 19.00 Hessenschau; 19.20 Kurbelkasten-Allerlei; 19.30 Raubüberfall P 38
AUS HAMBURG / BREMEN: 18.20 Programmhinweise; 18.25 Nordschau; 19.25 Girren ist menschlich
AUS SAARBRÜCKEN: 18.30 Blick ins Saarland ...; 19.10 Rechts oder links?; 19.20 Intimes Theater
AUS BERLIN: 16.30 Die fröhliche Kamera; 18.40 Welt-Kurznachrichten; 18.45 Ein kleiner Irrtum; 19.15 Sandmännchen; 19.25 Abendschau
AUS STUTTGART/BADEN-BADEN: 18.30 Hucky und seine Freunde; 19.00 Abendschau; 19.20 Hautevolee
AUS KÖLN: 18.30 Hier und Heute; 19.15 Kleiner Zoo-Bummel; Sie schreiben mit

20.00 Tagesschau · Das Wetter
20.20 Herzlichst: Ihr Peter Kraus
Ein neues musikalisches Autogramm
Mit den Gästen: Helen Shapiro, Marcel Amont, Carmencita, Irene Mann und ihrem Ballett
Regie: Fred Kraus
Augenzeugen berichten:
21.05 Polartragödie um Nobile
Eine Dokumentation von Hans Ulrich Reichert



Um 20.50, 2. Pr.: Wenn ein Schriftsteller (Theo Lingen) sich über seine Gattin (H. Schroth) ärgert, rächt er sich auf seine Weise: „Er" prangert „ihr" Verhalten in einem Theaterstück an!

22.05 Tagesschau
22.15 Tour de France
Bericht vom Tage

2. Fernsehprogramm

REGIONALPROGRAMM

19.30 Prisma des Westens

✶

20.20 Pas de deux aus:
Daphnis und Chloe
Von Maurice Ravel
Schwanensee 2. Akt
Von Peter I. Tschaikowsky
Begegnung mit der Sphinx
Von Henri Sauguet
Es tanzen: Yvette Chauviré von der Grand Opéra Paris und Gert Reinholm von der Deutschen Oper Berlin
Regie: Sebastian Bontjes van Beek
20.50 Das Studio:
Schule der Gattinnen
Komödie von André Roussin
Mit Theo Lingen, Kurt Waitzmann, Hans-Georg Panczak, Hannelore Schroth und anderen
Regie: Theo Lingen

Österreichisches Fernsehen

20.00 **Zeit im Bild**
20.20 **Kurzfilm-Mosaik**
20.30 **Ein Kreuz ohne Namen**
Geschichte eines kleinen Mädchen
Regie: Tullio Coraz (Jugendverbot)
21.50 **Zeit im Bild**

Donnerstag, 12. Juli

VORMITTAGSPROGRAMM

10.00 Nachrichten; 10.05 Tagesschau (vom Vorabend); 10.25 Zum Glück gibt es ihn doch (ein Spielfilm); 12.00 Das aktuelle Magazin

17.00 Klein Sambo und die Zwillinge
17.10 Erzählen — spielen — basteln
17.35 Lassie

REGIONALPROGRAMM

AUS MÜNCHEN: 18.30 Nachrichten; 18.35 Mit Siebenmeilenstiefeln; 19.05 Viertelstunde; 19.25 Abendschau
AUS FRANKFURT: 18.25 Kleiner Knigge für Naturfreunde; 18.50 Sandmännchen; 19.00 Hessenschau; 19.20 Achtung, Ampel!; 19.30 Intimes Souper
AUS HAMBURG / BREMEN: 18.20 Programmhinweise; 18.25 Nordschau; 19.25 Die alte Walze
AUS SAARBRÜCKEN: 18.30 Blick ins Saarland ...; 19.10 Zeichentrickfilm; 19.20 Die Abenteuer des Hiram Holliday
AUS BERLIN: 16.30 Im letzten Augenblick; 18.40 Welt-Kurznachrichten; 18.45 Die alte Walze; 19.15 Sandmännchen; 19.25 Abendschau
AUS STUTTGART/BADEN-BADEN: 18.30 Schwyzer Bilderbüchli; 19.00 Abendschau; 19.20 Unternehmen Kummerkasten
AUS KÖLN: 18.30 Hier und Heute; 19.15 Quierenne; zwischen Menam und Mekong



Um 21.05, 1. Pr.: Der Einakter „Der Schraubstock" erzählt das Zerbrechen einer Ehe. Serra (Ch. Monden) ist der Geliebte Giulia Fabbris (U. Lingen). Aus seinem Munde erfährt sie, daß ihr Mann ihre Beziehungen zu Serra entdeckt hat!

20.00 Tagesschau · Das Wetter
20.20 ... die niemand haben will
Ein Bericht über Heimerziehung
Von Jam Brede
21.05 Drei Einakter
Von Luigi Pirandello
Der Schraubstock
Mit Franz-Joseph Steffens, Ursula Lingen, Christian Monden, Elfriede Volker
Der Mann mit der Blume im Mund
Mit Karl Paryla, Hans Elwenspoek, Alice Brüngger
Bellavita
Mit Rudi Schmitt, Bum Krüger, Alfred Schlageter und anderen
Regie: Ettore Cella
22.45 Tagesschau
22.55 Tour de France
Bericht vom Tage

2. Fernsehprogramm

REGIONALPROGRAMM

19.30 Prisma des Westens

★

20.20 **Das verräterische Herz**
Nach einer Novelle von E. A. Poe
Mit Werner Krauss, Willi Dirtl, Anton Gaugl, Ernst Nadherny u. a.
Regie: Leopold Hainisch
20.50 **Notizen aus der „Jazz-Werkstatt"**
Leitung der Sendung: Hans Gertberg
22.00 **Mit anderen Augen**
Es spricht Pfarrer Hermann Lübbe, Kaiserslautern

Österreichisches Fernsehen

20.00 **Zeit im Bild**
20.20 **Kurzfilm-Mosaik**
20.30 **Schach dem Tod**
21.15 **Musik erklingt**
... auf einer Fiesta in Spanien
21.45 **Zeit im Bild**

Freitag, 13. Juli

VORMITTAGSPROGRAMM

10.00 Nachrichten; 10.05 Tagesschau (vom Vorabend); 10.25 Familie Hesselbach; 11.10 Hongkong; 12.00 Das aktuelle Magazin

17.00 Bitte mitdenken
18.00 Nachmittagsprogramm der kommenden Woche

REGIONALPROGRAMM

AUS MÜNCHEN: 18.30 Nachrichten; 18.35 Im letzten Augenblick; 19.05 Viertelstunde; 19.25 Abendschau
AUS FRANKFURT: 18.25 Die Tante mit der Vergangenheit; 18.50 Sandmännchen; 19.00 Hessenschau; 19.20 Guten Appetit!; 19.30 Funkstreife Isar 12
AUS HAMBURG / BREMEN: 18.20 Programmhinweise; 18.25 Nordschau; 19.25 Über Berg und Tal
AUS SAARBRÜCKEN: 18.30 Blick ins Saarland ...; 19.10 Achtung, Ampel!; 19.20 Unternehmen Kummerkasten
AUS BERLIN: 16.30 Die Kellerzeitung; 18.20 Programm der kommenden Woche; 18.40 Welt-Kurznachrichten; 18.45 Die Inka-Statue; 19.15 Sandmännchen; 19.25 Abendschau
AUS STUTTGART/BADEN-BADEN: 18.30 Gespannte Verhältnisse; 19.00 Abendschau; 19.20 Der Trick
AUS KÖLN: 18.30 Hier und Heute; 19.15 Intimes Theater

20.00 Tagesschau · Das Wetter
20.20 Die Familie Hesselbach
Die Party
Von und mit Wolf Schmidt
21.20 Vietnam — Die letzte Chance
Eine Produktion der NBC
22.00 Tagesschau
22.10 Philomena Marturano
Von Eduardo de Filippo
Mit Susi Nicoletti, Karl-Heinz Schroth, Manfred Inger, Adele Lindemer u. a.
Regie: Ettore Cella (Wiederholung)

2. Fernsehprogramm

REGIONALPROGRAMM

19.30 Prisma des Westens

★

20.20 Peter von Zahn:
Musik der Neuen Welt
Der fromme Staat



Um 20.20, 1. Pr.: Niemand wird es Direktor Hesselbach verübeln, wenn dieser gesellschaftliche Abend ihm mißfällt: Begleitet von ihrem Mann (H. Schepior) produziert sich Frau Stadtrat Meyer (I. Geri) lautstark als Gesangsvirtuosin.

20.50 **3× Tanzpalast**
Eine heiter-musikalische Unterhaltungssendung mit dem Hazy-Osterwald-Sextett
Solisten: Anna-Luise Schubert, Marion Zito, Iris Will, John Schapar und andere
Regie: Michael Pfleghar
21.15 **Erste Hilfe für den Clown**
Ein Kriminalfilm

Österreichisches Fernsehen

20.00 **Zeit im Bild**
20.20 **Kurzfilm-Mosaik**
20.30 **Kardinal Dr. Franz König,** Erzbischof von Wien, spricht über das kommende vatikanische Konzil
20.40 **Luftschlösser**
22.00 **Zeit im Bild**

Programmänderungen vorbehalten!

Samstag, 14. Juli

VORMITTAGSPROGRAMM

10.00 Nachrichten; 10.05 Tagesschau (vom Vorabend); 10.25 Abenteuer unter Wasser; 10.50 Komische Geschichten; 11.20 Vielen Dank, liebe Großmama; 12.00 Das aktuelle Magazin

Am Fuß der Blauen Berge:
15.00 Slim vor Gericht
15.50 Die Reiher
Ein Filmfeuilleton von Jam Brede
16.05 Hätten Sie's gewußt?



Um 20.20, 1. Pr.: Zum erstenmal betreten bekannte Schauspieler wie Hanns E. Jaeger, Franz Schafheitlin und Ernst Jacobi das für sie neue Gebiet der musikalischen Unterhaltung. Hanns E. Jaeger (Bild) als international bekannter Showagent mit nicht gerade sauberen Methoden.

16.55 Rendezvous der Erinnerungen
18.10 Kontraste
Afrikanische Impressionen

REGIONALPROGRAMM

AUS MÜNCHEN: 18.30 Nachrichten; 18.35 Hucky und seine Freunde; 19.05 Viertelstunde; 19.25 Abendschau
AUS FRANKFURT: 18.30 Vater ist der Beste; 19.00 Hessenschau; 19.20 Im Land der Tiere; 19.30 Musik und gute Laune
AUS HAMBURG/BREMEN: 18.35 Programmhinweise; 18.45 Nordschau; 19.25 Funkstreife Isar 12
AUS SAARBRÜCKEN: 18.30 Blick ins Saarland ...; 19.10 Florian, der Blumenfreund; 19.20 Mutter ist die Allerbeste
AUS BERLIN: 18.40 Welt-Kurznachrichten; 18.45 Hollywood-Stars; 19.15 Sandmännchen; 19.25 Abendschau
AUS STUTTGART/BADEN-BADEN: 18.30 Musik-Illustrierte; 19.00 Abendschau; 19.20 Mutter ist die Allerbeste
AUS KÖLN: 14.00 Die Woche — Hier und Heute; 18.30 Hier und Heute; 19.15 Kurbelkasten-Allerlei; Mutter ist die Allerbeste

20.00 Tagesschau · Das Wetter
20.20 Ein gewisser Herr S ...
Ein Tag aus dem Leben eines Show-Agenten
Mit Hanns Ernst Jaeger, Edith Hancke, Ernst Jacobi, Franz Schafheitlin und vielen anderen
Es singen: Angelina Monti, Paul Kuhn, Udo Jürgens, Billy Mo, Fred Rauch, Vittorio und andere
Es tanzen: Maria Litto, Rainer Köchermann, Heinz Schmiedel und das Hamburger Ballett
Artisten: Jack Ary, Rolly und Arry, Les Britters, Danels und Palmer
Szenenbild: Mathias Matthies
Regie: Alexis Neve
22.20 Tagesschau
22.30 Das Wort zum Sonntag
Es spricht Monsignore Anton Knippen, Aachen
22.40 Tour de France
Bericht vom Tage

2. Fernsehprogramm

REGIONALPROGRAMM

19.30 Prisma des Westens

★

20.20 **Die Perlen der Krone**
Ein Spielfilm mit Sacha Guitry, Raimu, Ermete Zacconi und anderen
Regie: Sacha Guitry und Christian Jaque
21.40 **Das Schloß an der Grenze**
Irmelshausen im Grabfeld

Österreichisches Fernsehen

20.00 **Zeit im Bild**
20.20 **Kurzfilm-Mosaik**
20.30 **Und die Musi spielt dazu**
22.00 **Zeit im Bild**

Glassturz fürs Baby?

Früher standen die wertvollsten Erinnerungsstücke unter einem Glassturz auf dem Büfett. (Und sicher trifft man es auch heute hier und da noch an.) Solch ein Glassturz war eine feine Sache: er schützte, und dennoch konnte man die Kostbarkeit von allen Seiten betrachten. Außerdem geriet sie nie in Gefahr, durchs Saubermachen oder Staubwischen beschädigt zu werden.

Aber für das Kostbarste wäre selbst damals – als sie modern waren – ein Glassturz nicht geeignet gewesen: für das Baby. **Damals wie heute, wie überhaupt zu allen Zeiten, war und ist die Babypflege eine Aufgabe der Mütter, eine sehr verantwortungsvolle Aufgabe, an deren Sinn sich nie etwas geändert hat.** Nur die Art der Babypflege hat sich im Lauf der Zeiten gewandelt.

Denn wie auf allen Gebieten der Medizin und Hygiene, ist auch auf dem so unendlich wichtigen Gebiet der Babypflege immer wieder und immer weiter geforscht, untersucht und geprüft worden. **Wissenschaft und Industrie haben inzwischen Produkte entwickelt, die voll und ganz den neuesten Erkenntnissen entsprechen.** In gemeinsamer Arbeit wurden Babypflegemittel geschaffen, auf die sich die junge Mutter verlassen kann – die ihr zwar nicht die Verantwortung abnehmen, wohl aber die Furcht nehmen, sie könne ihr kostbarstes Gut falsch behandeln.

Nehmen Sie zum Beispiel babyfein. **Zur babyfein-Kinderpflege gehören Öl, Creme, Puder und Seife.** Sie haben also alles, was dazugehört, nichts fehlt, und nichts ist zuviel. Besonders wichtig ist, daß alles zueinander paßt. **Alle Wirkstoffe in diesen vier verschiedenen Babypflegemitteln sind fein aufeinander abgestimmt.** Was bei verschiedenartigen Produkten nicht immer der Fall zu sein braucht. **Alle vier babyfein-Teile harmonieren miteinander und unterstützen sich in ihrer Feinheit. Deshalb ist babyfein eine vierfachfeine Kinderpflege.** Nebenbei: die babyfein-Erzeugnisse bekommen Sie in Ihrem Fachgeschäft natürlich auch einzeln.

babyfein Kinderöl dient zur Reinigung, beseitigt Creme- und Puderreste, **macht die Haut geschmeidig und widerstandsfähig.** Es enthält das Vitamin A, Euzerit, einen hautverwandten Wirkstoff, und Silikon, das die Feuchtigkeit abweist.

babyfein-Kindercreme ist eine „weiche" Creme. Sie läßt sich leicht und ganz dünn verreiben, schützt die empfindliche Haut des Babys und heilt, wo es not tut, denn auch sie enthält das Vitamin A, den Wirkstoff Euzerit und außerdem das wasserabweisende Silikon. babyfein-Kindercreme **verfärbt nicht die Windeln und hinterläßt keine Spuren in der Wäsche.**

babyfein-Kinderpuder ist sehr gleitfähig, locker und weich. Er klumpt nicht, er haftet gut und staubt nicht. Auch der Puder schützt und heilt durch Vitamin A und Euzerit. Die leicht antiseptische und kühlende Wirkung ist sehr angenehm, der zarte, milde Duft wird Ihnen gefallen.

babyfein-Kinderseife reinigt durch den sahnigen, milden Schaum auf sanfte Art und ergänzt durch ihren Fettgehalt das der Haut entzogene Fett. Am besten, Sie waschen sich selbst einmal damit. Dann werden Sie spüren, wie gut diese Seife ist – gut nebenbei auch für Sie.

Sie sollten babyfein einmal versuchen. Sie werden staunen, wie leicht und angenehm die Babypflege damit wird und wie es Ihrem Kind bekommt. Das ist bestimmt einen Versuch wert.



Wir sind uns einig: babyfein pflegt Babys fein



b 2102







babyfein NIVEA seife

Man könnte neidisch werden. Soviel Gesundheit und Freude! Doch es kommt nicht ganz von ungefähr. Nur richtige Pflege bewahrt dieses Glück. Mütter wissen das – erfahrene Mütter nehmen babyfein zur Babypflege. babyfein ist zart wie die Haut des Kindes. Diese vierfachfeine Pflege gefällt den Babys. Auch Ihrem!

puder ab -,50 DM, creme ab -,90 DM, öl 1,80 und 3,– DM, seife 1,– DM



Der Techniker in REVUE

Ein »Landweg« auf die Insel

Von Dr. Hans Barth

Der Plan, die englische Insel durch einen Tunnel mit dem Festland zu verbinden, ist genau 160 Jahre alt. In dieser Zeitspanne haben sich die politischen und die technischen Aspekte genau ins Gegenteil verkehrt:

1802 träumte der junge Napoleon Bonaparte davon, den Tunnel heimlich zu graben und durch ihn die geplante Invasion gegen England zu unterstützen. Aber die technischen Voraussetzungen dazu fehlten. Später, als Kaiser der Franzosen, verhandelte er offiziell mit dem britischen Staatsmann Charles Fox über den gemeinsamen Bau des Tunnels zu friedlichen Zwecken.

Seit dieser Zeit ist der Plan immer wieder aufgetaucht und erörtert worden. Politisch scheiterte er an der Abneigung der Briten, ihre „splendid isolation", ihre glänzende Isolierung zu gefährden. Noch bis weit in unser Jahrhundert hinein galt in der englischen Politik der Grundsatz, daß der Ozean Englands zuverlässigster Verbündeter sei und die Insel gegen jeden Versuch, sie zu erobern, schütze.

Doch auch ohne die Bedenken der Politiker wäre der Tunnelbau nicht ausgeführt worden: Die Techniker waren zu jener Zeit der gewaltigen Aufgabe noch nicht gewachsen.

Heute, da die Verwirklichung des Planes in greifbare Nähe gerückt ist und die technischen Möglichkeiten geboten sind, muten die politischen Bedenken von damals ähnlich absurd an wie manche Idee, die im Laufe der letzten 160 Jahre zu dem Vorhaben „Kanaltunnel" entwickelt wurde. Napoleon war noch der Meinung, man könne sich wie ein Maulwurf unter dem Meeresboden einen Stollen wühlen. Später kam jemand auf den Gedanken, einen Schienenstrang auf dem Meeresboden zu verlegen und einen wasserdichten Zug einfach unter Wasser fahren zu lassen. Und immer gab es stürmische Streitgespräche zwischen den technischen Phantasten, die um jeden Preis bauen wollten, und den vorsichtigen Politikern Englands, die ihre „splendid isolation" gefährdet sahen.

Inzwischen aber ist das Projekt zu technischer Reife entwickelt, und die politischen Bedenken haben sich verloren: die Militär-Technik von heute erlaubt eine Invasion auch ohne Tunnel, und die europäische Integration läßt den Gedanken einer Invasion in England überhaupt lächerlich werden. Was noch vor wenigen Jahrzehnten für die britischen Inselbewohner ein Albtraum war, wird sogar langsam zu einer Notwendigkeit. So sagte der Vorsitzende des Verbandes der Autoindustriellen Englands schon vor zwei Jahren:

„Der Kanaltunnel ist nicht nur wünschenswert, sondern sogar lebensnotwendig, wenn England auf dem Freien Markt konkurrenzfähig bleiben will. Das kann es nur durch Einsparen der großen Frachtkosten beim Verladen unserer Waren von der Bahn auf Schiffe und von den Schiffen wieder auf die Bahn."

Im August 1961 regte dann der französische Verkehrsminister Buron Verhandlungen mit der britischen Regierung an, und der Ministerrat stimmte seinem Vorschlag zu.

Um diese Zeit hatte die „Französische Studiengesellschaft für den Bau einer Kanalbrücke" bereits das Vorprojekt zu einer anderen Lösung fertiggestellt: statt eines Tunnels soll eine Brücke gebaut werden, die in 70 Meter Höhe — so daß selbst größte Ozeanriesen sie unterqueren können — über den Ärmelkanal führt. Die Brücke würde 32,2 Kilometer lang und 35 Meter breit sein. Sie soll auf dieser Breite fünf Fahrbahnen für Kraftfahrzeuge und zwei Schienenstränge aufnehmen.

Inzwischen hat aber auch eine Planungskommission amerikanischer, britischer und französischer Firmen ein detaillierters Tunnel-Projekt fertiggestellt und dadurch die Diskussion neu entfacht. Dabei hat sich herausgestellt, daß der Tunnel wahrscheinlich nur etwa 1,2 Milliarden Mark kosten würde, während für die Brücke etwa 2,2 Milliarden veranschlagt werden müssen.

Der Tunnel soll vom französischen Ort Sangatte nach Dover führen und 48 Kilometer lang werden. Es ist vorgesehen, ihn zweiröhrig zu führen: Wie beim Lauf einer Doppelflinte liegen zwei Röhren von je 6,55 Meter Durchmesser nebeneinander. Sie liegen in einer 90 Zentimter dicken Betonschicht und werden zusammen rund 20 000 Tonnen wiegen.

Die größten Schwierigkeiten wird das Verlegen bereiten. Es ist geplant, den Tunnel in 150 Meter langen Einzelstücken vorzufabrizieren. Diese Aufgabe sollen französische Industrie-Firmen übernehmen. Die Fertigstücke wiederum werden auf zwei je 65 000 Bruttoregistertonnen großen, in England gebauten Pontons an Ort und Stelle gebracht und dann in einen vorher ausgehobenen Graben auf dem im Durchschnitt 50 Meter tiefen Meeresgrund versenkt. Dort werden sie durch Stahlmanschetten miteinander verbunden, leergepumpt und 1,5 Meter hoch mit Steinen und Sand bedeckt.

Der ursprüngliche Plan, den Tunnel sowohl für Eisenbahnzüge als auch für Kraftfahrzeuge zu bauen, mußte indes aufgegeben werden: Die Ent- und Belüftung zur Beseitigung der Abgase von Benzin- und Dieselmotoren würde über den Bau hinaus Unsummen verschlingen und den Tunnel unwirtschaftlich machen.

Deshalb ist das neue Zwei-Röhren-Projekt ein reiner Eisenbahn-Tunnel für elektrische Züge. Kraftfahrzeuge werden, wie etwa beim St.-Gotthard-Tunnel, verladen. Die dafür entworfenen Spezial-Plattform-Wagen werden in zwei Etagen Personenwagen aufnehmen, können aber auch schwerste Lastkraftwagen transportieren. Gerade davon verspricht man sich eine Belebung und vor allem eine Verbilligung des Güterverkehrs. Fachleute schätzen, daß jährlich sechs Millionen Menschen, eine Million Autos und 500 000 Tonnen Fracht den Tunnel passieren werden. Bei den vorkalkulierten Gebühren, ein PKW mit Fahrer etwa 60 Mark, würde das eine Jahreseinnahme von rund 120 Millionen Mark bedeuten. Mit anderen Worten: Bereits nach zehn Jahren hätte der Tunnel so viel Geld eingebracht, wie er kostet. Und trotz hoher Betriebsunkosten wäre er nach 50 Jahren vollkommen amortisiert.

Trotzdem müssen die 1,2 Milliarden Mark erst einmal beschafft werden.

Es spricht für die Gewissenhaftigkeit und die technische Brillanz der Planer, daß sie für die Finanzierung mehrere Banken in London, Rothschild in Paris, zwei Banken in New York und andere Banken auf dem europäischen Festland interessieren konnten. Auch die alte Suez-Kanal-Gesellschaft wird in diesem Zusammenhang genannt.

Was den möglichen Geldgebern an Plänen vorgelegt wurde, ist allerdings in der Tat überzeugend:

- Bis zu je 20 Züge können den Tunnel in beiden Richtungen pro Stunde durchfahren;
- die Geschwindigkeit wird bei mindestens 100 km/h liegen;
- die Fahrzeit wird somit höchstens 33 Minuten für Auto-Transport-Züge betragen, für Personen-Schnellzüge noch weniger;
- die Kraftfahrzeuge werden vollautomatisch verladen, ohne daß Fahrer und Mitfahrer sie verlassen müssen.

Mit dieser Kapazität ist der Tunnel ein Werk, das wahrhaft für die Zukunft erbaut wird: Für das Jahr 1965 errechnen sich Verkehrsexperten auf der Tunnelstrecke eine Verkehrsdichte von rund 750 Wagen pro Stunde. Tatsächlich aber können in beiden Richtungen je 1800 Wagen abgefertigt werden, also wesentlich mehr als das Doppelte. Diese Dichte wird aber voraussichtlich erst gegen Ende des zwanzigsten Jahrhunderts erreicht sein.

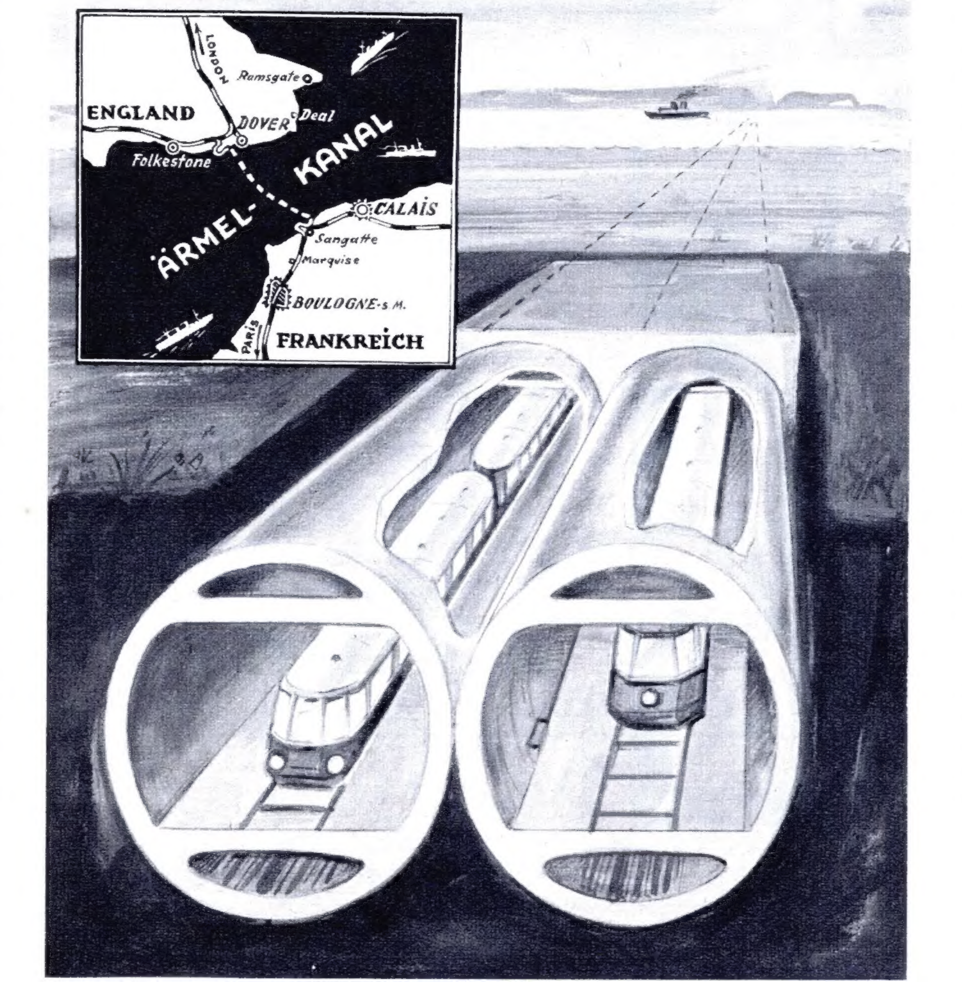
Es mag manchem Engländer eine merkwürdige Vorstellung sein, daß England, wenn der Tunnel fertig ist, wirklich seinen Insel-Charakter verliert. Denn was eine Brücke noch betonen würde — die Insel nämlich —, wird der Tunnel widerlegen: Da er im Meeresboden liegt, stellt er eine echte Landverbindung dar, freilich über ein Stück Land, das vom Meer überspült wird. Aber es ist, wenn auch nur mit einem unerhörten Einsatz an Geld und technischen Hilfsmitteln, befahrbar geworden.

Die Vision ist atemberaubend und doch der Wirklichkeit schon sehr nahe:

Man setzt sich in Paris in einen Schnellzug und steigt nach einer Nonstop-Fahrt von vier Stunden und zwanzig Minuten in London aus. Und da diese Fahrten mitten in der Stadt beginnen und enden, da sie zeitraubende Fahrten zum und vom Flugplatz ersparen, bedeutet der Schnellzugverkehr zwischen Paris und London dann sogar eine ernst zu nehmende Konkurrenz für den Luftverkehr.

Wenn die Regierungen Englands und Frankreichs sich bald entschließen, kann die Zukunft schon in etwa fünf Jahren beginnen: Die Techniker rechnen mit einer Bauzeit von vier bis sieben Jahren. ■

Die Planungsarbeiten sind abgeschlossen, die Bauarbeiten können beginnen: Vor wenigen Wochen hat eine Kommission englischer, französischer und amerikanischer Fachleute dieses Zwei-Röhren-Projekt zu einem Eisenbahntunnel durch den Ärmelkanal zwischen Dover (England) und Sangatte (Frankreich) vorgelegt



REVUE Das Bild zum Sonntag



DR. KARL FRÖHLICH

Kath. Stadtpfarrer in München / St. Paul

In Gedanken versunken steht die Frau vor dem Bildnis eines Kindes. Sie merkt gar nicht, daß sie die Statue nicht mehr betrachtet. Ihr Blick geht nach innen. Aus vergangenen Tagen steigen längst vergessene Bilder herauf. So haben ihre Kinder auch einmal ausgesehen. Es waren ihre schönsten Jahre. Zwar kamen ihre Hände nie zur Ruhe. Denn hungrige Münder riefen nach dem täglichen Brot. Nicht umsonst haben sich tiefe Furchen in ihre Stirn gegraben. Die Abende waren lang, wenn sie zerrissene Hosen flicken und die viele Wäsche waschen mußte. Aber sie war glücklich, unendlich glücklich. Dann wurde allmählich alles anders. Die Kinder wurden groß und wuchsen von ihrem Herzen weg in ein selbständiges Leben hinein. Bei jeder Hochzeit von Sohn und Tochter spürte sie deutlicher die Schatten der Einsamkeit, die über ihre müden Tage fielen. Aber die aufkommende Traurigkeit wurde bald verscheucht durch den fröhlichen Lärm der Enkelkinder. Sie war nie entbehrlich.

Wer in ihrem Antlitz lesen kann, entdeckt ein verhaltenes Lächeln, aber zugleich eine leise Wehmut. Ihr Leben war wie eine Landschaft, über der bald helle Sonne lag, bald Stürme und Schauer einfielen. Manche Nächte waren schrecklich lang, wenn sie einem Kind nachsann, das keine guten Wege ging. Jahrzehnte sind darüber vergangen. Jetzt steht alles im Abendrot einer verklärenden Erinnerung. Es hat doch alles seinen Sinn gehabt. In den krummen Furchen, die ihre Kinder bisweilen zogen, wuchs doch die gute Saat.

In den Stunden der Stille, die ihr jetzt geschenkt sind, hat sie ein Paradies entdeckt, aus dem sie niemand vertreibt: Sie darf von Erinnerungen zehren und sie auskosten wie einen verglühenden Spätsommertag. Darum empfindet sie das Alter auch nicht als sinkenden Lebensbogen, sondern wie eine Einladung Gottes, die reifen, herbstlichen Früchte zu pflücken und dankbar zu genießen.

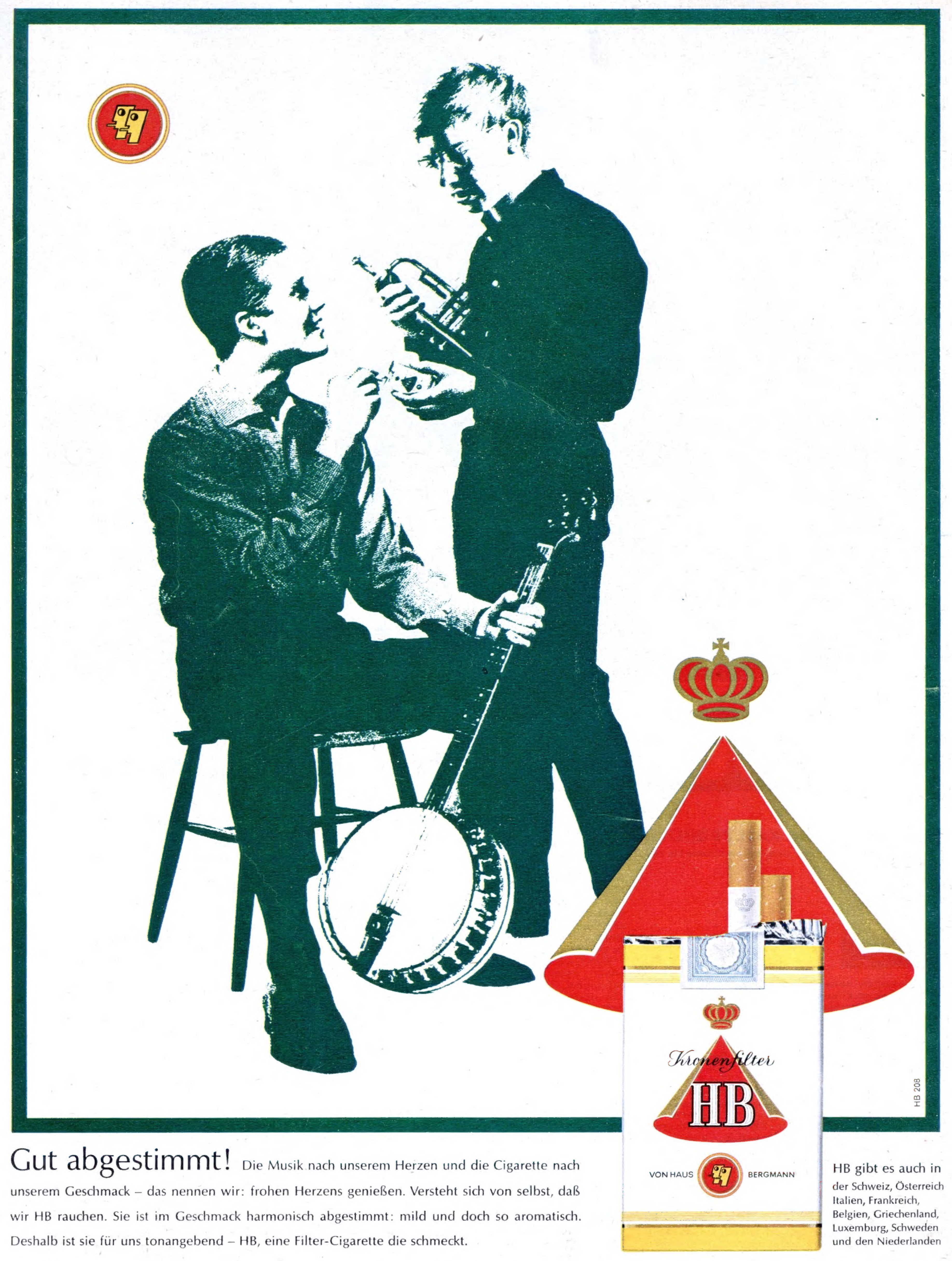
Wenn sie die Geschichte ihres Lebens erzählen wollte, wäre es doch nur die Geschichte einer großen Liebe. Freilich anders, als junge Menschen sich das vorstellen. Sie war ja auch einmal jung und hatte alle Türen in eine lichtvolle Zukunft weit aufgetan. Aber dann kam die nüchterne Wirklichkeit mit ihren Korrekturen. Ihre Liebe machte eine immer tiefere Wandlung durch. Was sie in jungen Jahren Liebe genannt, war im Lauf ihres Lebens immer mehr ein Dienen geworden. Ihrem Herzen wurde viel abgefordert. Sie durfte sich nicht zählen, sie mußte sich verschwenden. Jetzt, da sie vor dem Bild eines unbekannten Kindes steht, fällt ihr ein, wie sehr ihr ganzes Leben Dienst an Kindern war. Alles aufkeimende Leben nahm sie in ihre Hut. Vor jungem Leben knien dürfen, war ihr das höchste Glück und Ausdruck ihrer Mütterlichkeit. Wie nahe sie darin der Gesinnung Gottes war, hat sie in ihrer Bescheidenheit vielleicht nie geahnt. Aber dem Wissenden fällt das Testament Jesu ein, das er am Abend vor seinem Sterben seinen Jüngern vermachte, als er niederkniete und ihnen die Füße wusch. „Ich habe euch ein Beispiel gegeben, daß ihr einander tut, wie ich euch getan." Das also meint Gott, wenn er Liebe sagt. Von diesem Geheimnis scheinen die Herzen unserer Mütter zutiefst berührt zu sein. Solange das so ist, ist Hoffnung in der Welt.

Vielleicht kommt das verhaltene Lächeln aus dem Antlitz der Frau aus diesem Wissen. Sie möchte deshalb auch nichts in ihrem Leben ausgelöscht sehen. Erst recht nicht die dunklen Stunden, die voller Schmerzen waren. Denn aus ihnen erfuhr sie die Wahrheit des Christus-Wortes, daß jedes sterbende Samenkorn vielfache Frucht bringt. Diese Wahrheit hat sie weise gemacht. Junge Menschen sind vielleicht gescheit. Um weise zu sein, muß man Erfahrung sammeln. Darum lohnt es sich, den Müttern mit den weißen Haaren zuzuhören. Ihre Sprache ist ganz schlicht. Den Zierat schöner Redewendungen hat die harte Wirklichkeit weggefegt. Nun führt jedes einfache Wort irgendwie in den Mittelpunkt der Welt. „Es kommt im ganzen Leben immer darauf an, sich an die zweite Stelle zu setzen." Wer aus dem Brunnen dieser Weisheit schöpft, wird selbst zur Quelle des Glücks für andere.

Wie schade, daß unsere Großmütter ihre Weisheit nicht weitervererben können. Jeder, der das Licht der Welt erblickt, muß ganz von vorne anfangen. Er muß seine eigene Zukunft säen, um an der Ernte abzulesen, ob sein Leben sinnvoll war. Aber eines kann die alte Generation doch: Zeit haben für die Fragen der Enkel, und in einer Welt, in der Stille und Muße auszusterben drohen, von Blume und Stern erzählen und die Geheimnisse Gottes retten vor dem Zugriff der Grausamkeit. Vor allem aber können sie die Kleinen der Hut dessen empfehlen, der liebend jedes Menschen gedacht, ehe es Milchstraßen gab.

Als diese Frau noch ein so kleines Kind war, wie die Statue es zeigt, war der Rhythmus der Welt gemächlicher und bedächtiger als heute. Wenn dieses Kind hier ein Greis geworden ist, wird die Technik der Welt ein Gesicht gegeben haben, das wir uns vielleicht nicht einmal vorstellen können. Gutes und Furchtbares kann daraus entstehen.

Aber eines wird unverändert bleiben: daß Kinder auf die kniende Liebe ihrer Mütter angewiesen sind. Bei allem äußeren Komfort würde die Welt unerträglich werden, wenn die kommende Generation nicht leben dürfte vom Überfluß der Gesinnung Gottes, wie sie in unseren Müttern immer neu erfahren wird.



Gut abgestimmt!

Die Musik nach unserem Herzen und die Cigarette nach unserem Geschmack – das nennen wir: frohen Herzens genießen. Versteht sich von selbst, daß wir HB rauchen. Sie ist im Geschmack harmonisch abgestimmt: mild und doch so aromatisch. Deshalb ist sie für uns tonangebend – HB, eine Filter-Cigarette die schmeckt.

HB gibt es auch in der Schweiz, Österreich Italien, Frankreich, Belgien, Griechenland, Luxemburg, Schweden und den Niederlanden

Frohen Herzens genießen – HB – eine Filter-Cigarette, die schmeckt